

Neu gelesen: Montailou

Emmanuel Le Roy Ladurie, Montailou – Ein Dorf vor dem Inquisitor 1294 bis 1324, Frankfurt a.M./Berlin (Ullstein) 1986 (frz. Original: Montailou, village occitan de 1294 à 1324, Paris: Gallimard 1975; deutsche Übersetzung 1980), 413 S.

»Einmal kam Pierre Maury mit einem Maultier, das mit dem Salz aus dem Rousillon beladen war, nach Ax-les-Thermes. Er wohnte zu dieser Zeit in Fenouillèdes. In der Nähe der – vorzüglich von Aussätzigen aufgesuchten – Bäder, die dem Ort den Namen gaben, traf er zwei Landsleute aus Montailou, nämlich Guillaume Belot und seinen eigenen Bruder Guillaume Maury. Die drei Männer machten einen Spaziergang zusammen, währenddessen sie auf philosophische Fragen zu sprechen kamen und damit zusammenhängende praktische Sorgen erörterten: Es hieß, daß eine allgemeine Verhaftung der in Montailou und im Sabarthès zahlreichen Ketzer zu gewärtigen sei. Pierre wurde also gefragt [...]: »Wie wagst du in Fenouillèdes zu wohnen, wenn Du wegen Ketzerrei gesucht wirst?« Pierre antwortete: »Ich kann ebensowohl in Fenouillèdes und Sabarthès wohnen bleiben. Denn niemand kann mir mein Schicksal abnehmen. Hier wie dort werde ich mein Schicksal (*fatum*) tragen müssen.«

Dieser kurze Wortwechsel führt uns in die Umgebung eines auf 720 Meter Höhe gelegenen Ortes am Zusammenfluss von Ariège, Oriège und Lauze, heute nahe der Grenze zwischen Frankreich und Andorra, im östlichen Teil des Pyrenäenhochlandes. Als die drei Männer sich begegneten, zählte diese Gegend zu den letzten Flecken des damaligen französischen Königreichs, in denen nach den verheerenden Kreuzzügen gegen die Albigenser zu Beginn des

13. Jahrhunderts noch zahlreiche »Gute Menschen« (*bonshommes* = Katharer) zu finden waren. Seitens der weltlichen und kirchlichen Obrigkeiten als Häretiker angesehen, lebten sie in permanenter Gefahr, gestellt, verhaftet und verhört zu werden. Auf einem der in dieser Zeit zahlreich errichteten Scheiterhaufen verbrannt zu werden, lag immer im Bereich des Möglichen. Ein, wenn nicht das Zentrum der in den Jahren 1294 bis 1324 obrigkeitlich streng verfolgten Lehre bildete das kleine Dorf Montailou auf dem Höhenkamm (1280 Meter) der Pyrenäen. Der von ca. 50 verheirateten Paaren bewohnte Ort war vom Südadhang des Gebirges ebenso zugänglich wie von seiner nördlichen Seite.

Es war der französische Historiker Emmanuel Le Roy Ladurie, der Mitte der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts nicht nur Historiker*innen an diesen Ort führte. Ihm gelang es mit der alltagsnahen Schilderung der Leben dieser Dorfbewohner*innen, ihrer Familien, Verwandten, Häuser, Nachbarn und Nachbarinnen, ihrer Freunde, Freundinnen und Geliebten, ihrer zufälligen oder vertrauten Weggefährten, auch Leser*innen aus fachfernen Kreisen zu gewinnen. Das Werk, rubriziert als *Ethnohistoire*, erfreut sich bis in die Gegenwart des 21. Jahrhunderts hinein außerordentlicher Beliebtheit. Es wurde konsequent aus Protokollen erarbeitet, die von zahllosen, über zwanzig Jahre hinweg sorgsam geführten und verschriftlichten Verhören zeugen. Heute werden sie in den römischen Archiven des Vatikans gelagert und sind zugänglich. Auf Basis dieses Materials bringt der sich selbst als »aushorchende[r] Historiker« bezeichnende Ladurie die Welt des späten Mittelalters dem Publikum bis heute zu Gehör. Aus der Arbeit mit den Quellen, die in dem Buch passagenweise im lateinischen Original zitiert werden, ist so eine historische

Feldforschung hervorgegangen. Der Historiker als »Spitzel«, als »Agent«, nicht als ein Wahrheitssuchender, auch nicht als urteilender Richter also (vgl. Carlo Ginzburg: *Der Richter und der Historiker*, 1991).

Le Roy Ladurie bleibt seinem Vorgehen über die gesamte Länge des Buches treu: Das seinerzeit im Verhör Gesagte, Niedergeschriebene und wohl auch Übersetzte, den Delinquent*innen dann durch Vorlesen des Gesagten (in seiner obrigkeitlich sanktionierten Fassung) wieder zu Gehör Gebrachte bietet er den heutigen Leser*innen dar. Lesend hören wir von dem Schäfer Pierre Maury: Er bewandert winters wie sommers mit eigenen, gemieteten oder ihm kurze Zeit vertraglich überlassenen Schafherden von bis zu 100 Tieren das bergige, karge und von wilden Bächen und Flüssen durchzogene Pyrenäenland, nähert sich dabei schrittweise den religiösen Überzeugungen der Katharer an und entwickelt sich schließlich zum Freund des katharischen Predigers Guillaume Bélibaste. Die Städte Barcelona im Süden und Toulouse im Norden markierten die Randzonen seines Bewegungsraumes.

Lesend hören wir auch von den Wanderungen, Geschäften und Liebesabenteuern des Pfarrers Pierre Clergue. Er war Angehöriger eines mit den lokalen weltlichen und geistlichen Mächten verbundenen und zugleich überlokal vernetzten mächtigen Hauses (*Domus*), das in seiner materiellen Realität als Haus ebenso wie als sozialer Raum den lebendigen Bezugspunkt für alle bildete, die einer *Domus* (okzitanisch: *ostal*) zugehörten. »So stand die Domus im Mittelpunkt eines Geflechts von Beziehungen unterschiedlicher Festigkeit: solchen der Blutsverwandtschaft, der Verschwägerung, von Freundschaftsbanden auch, die aus gemeinsamen Feindschaften entstanden sein mochten und bis zur Patenschaft gehen konnten; schließlich auch

von Beziehungen zur Nachbarschaft«. Die *Domus* war dabei weder eindeutig patrilokal, noch matriloal bestimmt.

Für die mitunter ein Leben lang umherziehenden Schafhirten (sofern in dieser Gegend überhaupt davon die Rede sein konnte, bildeten sie die Unterschicht der Gesellschaft) bot die sogenannte *cabane* (eine Art größere Hütte) auf den Weiden der Pyrenäen Raum und Ort für gemeinsames Arbeiten und Leben. »Die cabane nahm in der Welt der Schäfer die Schlüsselstellung ein, welche in der Welt der Sesshaften die Domus innehatte«. Beide waren zentrale Orte der katharischen Bewegung, deren Träger, die Vollkommenen, *Parfaits* genannt, in den langen Jahren der Verfolgung aus Gründen der Sicherheit permanent auf Wanderschaft waren und so, zumindest vereinzelt, überlebten.

Wir hören lesend auch von Béatrice de Planissoles, einer Dame aus dem ansässigen niederen Adel, von ihren Liebesabenteuern unter anderem zu ihrem ehemaligen Vergewaltiger, einem nahen Verwandten des Pfarrers Pierre Clergue, mit dem sie nach dem Ende dieser Beziehung ebenfalls ein Verhältnis unterhielt, von einem Vikar, den sie laut Aussage in den Protokollen leidenschaftlich liebte. Wir erfahren von ihren beiden Ehen, ihren Töchtern und schließlich von ihrer Verhaftung und ihrem episodischen Aufenthalt im Gefängnis, nachdem sie der Ketzerei überführt wurde. Am Ende kam sie frei, hatte aber das doppelte gelbe Kreuz der Ketzer zu tragen. Und wir werden ausführlich in das bunte Liebesleben des Arnaud de Vernouilles aus Pamiers eingeführt, dem Amtssitz des Bischofs Jacques Fourniers, der die Verfolgung von Häretikern unerbittlich und dabei geduldig führte und nach dem Ende der Verfolgung (ab 1334) als Papst in Avignon reüssierte.

In all diesen Fallgeschichten, in der gesamten Darstellung der Geschehnisse, hält Le Roy Ladurie an seinem Verfahren fest, die Welt der Bewohner*innen des Dorfes Montaillou und seiner Umgebung über die Wiedergabe der Verhörprotokolle zu Gehör zu bringen. Dabei zeugt er nicht nur von der Welt des Mittelalters, sondern erweist sich auch als Zeuge seiner eigenen Zeit. Hier und da finden sich im Buch nämlich Sätze – vornehmlich im Kontext der Beschreibung homosexueller Vorlieben oder Gewalttätigkeiten gegenüber verheirateten und unverheirateten Frauen –, die dem heutigen kritisch lekturierenden Stift wohl kaum entgingen.

Die mittelalterliche Geschichte Montailous aus der Zeit permanenter Verfolgung und Verhöre formt sich so in teilnehmender Beobachtung. Mitunter atemlos lauschende Leser*innen werden auf die Weiden der Hirten geführt, in die Häuser mitgenommen, auf die Straßen gewiesen und dadurch mit den Argumenten, Überlegungen und moralischen Grundsätzen der Katharer bekannt gemacht. »Zu der Zeit, da die Häretiker in Montaillou den Ton angaben, wurden einmal Guillemette Benete und Alazais Rives auf den Dächern ihrer Häuser in der Sonne von ihren Töchtern Alazais Benete und Raymonde Rives entlaust. Ich ging unten vorbei und hörte sie reden. Guillemette Benete sagte gerade zu Alazais: ›Wie halten die Leute nur die Schmerzen aus, wenn sie auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden?‹ Und Alazais antwortete: ›Sei doch nicht so dumm! Natürlich nimmt Gott die Schmerzen auf sich.« Oder wir hören von der verheirateten Grazide Rives, die, vom Bischof nach ihrem Liebesleben befragt, nichts dabei fand, regelmäßig mit dem Pfarrer verkehrt zu haben. Sie hätten zwar darauf geachtet, dass dies nur in Abwesenheit des Ehemannes geschah,

doch: »Mit Pierre Clergue hat es mir Spaß gemacht. Wie konnte es da Gott keinen Spaß machen? Es war also keine Sünde.«

Systematisch geordnet wird das Quellenmaterial auf ca. 400 Seiten in zwei große Abschnitte gegliedert: »Ökologie von Montaillou: Das Haus und der Hirte« und »Archäologie von Montaillou: Von der Gebärde zum Mythos«. Den Leser*innen wird die dörflich bäuerliche Gesellschaft in den Bergen mit ihrer Schaf- und Weidwirtschaft durch die Aussagen der vor das bischöfliche Inquisitionsgericht Zitierten zu Gehör gebracht. Quellenkritische Reflexionen, wie sie in protokollbasierten historischen Studien nach der Veröffentlichung von *Montaillou* entwickelt wurden, um ethnographische Techniken für historisches Arbeiten nutzen und Quellen in ihrer Historizität und Kulturalität erfassen zu können, brechen in diesem Werk an keiner Stelle die hinreißende Direktheit des Quellenmaterials.

Das gilt für den ersten Teil des Buches, in dem Natur, Arbeiten, Wirtschaften, die ständisch übergreifende herrschaftliche Struktur der Gegend, die soziale und religiöse Architektur der Gesellschaft mit Hilfe der Protokolle zu Gehör gebracht werden. Es gilt ebenso für den zweiten Teil, der wie ein Panorama die gelebten Beziehungen (ehe-lich und außerehelich), das soziale Erleben, die Bewältigung des Lebens und des Sterbens, den Schmerz, die Lust und die Sexualitäten entfaltet. Tränen und Gewalt werden expliziert, offene Liebesbekundungen dagegen weniger deutlich vernehmbar. Man erfährt von Ehen jeden denkbaren Zuschnitts, Eheanbahnungen, Geburten, Geselligkeiten, Festen und Feierlichkeiten, Gefühlen wie Scham, Vorstellungen von Reinheit und Unreinheit. Ladurie beleuchtet den Umgang mit Inzest, rekonstruiert Verwandtschaftsstrukturen nach ethno-

graphischen Maßgaben, macht religiöse und magische Praktiken, Gesten und Riten erkennbar.

Religion ist dabei allgegenwärtig. Das mag den Quellen geschuldet sein, deren Geschichte sich ja der entschiedenen Fahndung nach religiösen Abweichlern verdankte. Versteckt, beherbergt, geschützt, ernährt und – meistens – mit größtem Respekt behandelt, bewegten sich die sogenannten *Parfaits*, die Prediger der Katharer, in einer ihnen vertrauten Welt. Sie gehörten zu ihr, lebten mitunter im Gewande eines Priesters, wie Pierre Clergue: Pfarrer, Schwerenöter, Ketzer und Vertrauter der Inquisitoren in Carcassonne und zugleich Angehöriger der mächtigsten *Domus* der Gegend und Stütze der Katharer. Am Ende, nach zahllosen Verhören (Folter fand dabei keine Anwendung), mit Hilfe scheinbar harmlos klingender Schilderungen wie in der oben zitierten Aussage zu einem Gespräch unter Verwandten im Rahmen einer Entlausungsprozedur, als sich der Kirche die Textur des sozialen Gefüges Montaillous, ja des Pays d'Aillou insgesamt, mehr und mehr erschloss; als sich das mit religiösen Orientierungen und Überzeugungen als Leitfaden gewobene Netz aus freund- und feindschaftlichen, häuslichen, familiären und verwandtschaftlichen Beziehungen, auch Liebesverhältnissen von längerer oder kürzerer Dauer, deutlich abzuzeichnen begann und von der Inquisition durchdrungen wurde – am Ende nun fand sich auch ein bis dahin schier unangreifbar scheinender Pierre Clergue schließlich ins Gefängnis geworfen. Sein Leben endete dort. Die Geschichte Montaillous fand mit dem Verschwinden der Katharer zwar kein Ende, die Bewegung aber war in den Feuern der zahlreichen Scheiterhaufen ausgelöscht und in Kerkern zum Verstummen gebracht.

Wer war nun dieser Emmanuel Leroy Ladurie, Mitstreiter einer Bewegung, die in Frankreich gegen die lange Zeit dominierende politische Geschichte der Zeit des Historismus offen opponierte und mit dazu beitrug, dass unter dem Label »Mentalitätsgeschichte« ein neues Zeitalter der Geschichtsschreibung eingeläutet werden konnte? Mit ihr sind Namen wie Fernand Braudel verbunden, der in einem Lübecker Gefangenenlager des Zweiten Weltkrieges aus dem Gedächtnis weiter seine Geschichtswerke verfasste. Marc Bloch, von deutschen Besatzern in Lyon erschossen, zählte ebenfalls zu der ersten Generation dieser Historiker, der später weitere – unter ihnen Le Roy Ladurie – Historiker und Historikerinnen folgten. Am 19. Juli 1929 als Sohn des Ministers für Landwirtschaft der mit den Deutschen kollaborierenden Regierung unter Pétain geboren, führte ihn sein Weg rasch in die Pariser Wissenschaftsinstitutionen. 1966 erfolgte die Dissertation mit einer Studie zu den Bauern des Languedoc (*Les Paysans de Languedoc*, dt. Stuttgart 1966, 1983). Die erste deutsche Übersetzung der bereits 1975 in Paris erschienenen Arbeit über Montaillou erschien 1980.

Doch anders als die Bezeichnung »Mentalitätsgeschichte« anzudeuten scheint, handelte es sich bei dieser Art der Geschichtsschreibung nun keineswegs um eine Form reiner Narration. Die Tradition der Mentalitätsgeschichte, in der Le Roy Ladurie arbeitete und schrieb, verband sich mit quantifizierender, serieller Geschichtsschreibung, legte Gewicht auf Naturgegebenheiten, historische Prozesse von langer Dauer, wie etwa klimatisches Geschehen. Das Werk *Le territoire de l'historien*, ebenfalls aus der Feder Laduries, startet etwa mit einem Kapitel über die quantitative Revolution in der Geschichte, fährt mit einer neuen Geschichte der bäuerlichen Gesellschaft fort, bietet einen Abschnitt

über historische Demographie und endet mit dem Klima als einer neuen Dimension von Geschichte. 1973 veröffentlicht gehört es damit ebenso zur Vorgeschichte und Geschichte *Montaillous* wie die etwas trockene Dissertation Laduries über die Bauern des Languedoc.

In mancher Hinsicht hat die allumfassende Erarbeitung der bäuerlichen Lebenswelten einer Pyrenäengegend für Studenten und Studentinnen des Fachs Geschichte der 1970er und 80er Jahre eine bis dahin weitgehend verborgene Welt sichtbar gemacht. Im Verein mit anderen Studien, die ebenfalls aus gerichtlicher Überlieferung schöpften – zu denken ist hier an erster Stelle an die ebenfalls als Dissertation erarbeitete Studie des italienischen Historikers Carlo Ginzburg über Hexen und Feldglauben im Friaul von 1966 (dt.: *Die Benandanti*) – steht *Montaillou* am Anfang einer Entwicklung, in deren Zuge die historische Forschung gerichtliche Überlieferungen mehr und mehr als geeignetes Quellenmaterial, als mögliches Instrument dafür entdeckte, bäuerliche Gesellschaften jenseits normativer Texte zu erforschen. Erlaubten es diese Quellen doch, die Angehörigen nicht- oder unterprivilegierter Gruppen sprechen zu lassen, Wissen über illiterate Gesellschaften und ihre Lebensweisen zu erlangen. Das bedurfte (und bedarf weiter) eines beachtlichen methodisch-theoretischen Aufwands, um das Quellenmaterial zum »Sprechen zu bringen« und sie im wahrsten Sinne des Wortes nicht einfach unvermittelt zu Gehör zu bringen.

So bleibt am Ende dieses Buchporträts festzuhalten, dass die Untersuchung über das Dorf Montaillou und seine Bewohner von Emmanuel Le Roy Ladurie in vielerlei Hinsicht nicht unbedingt als scheinbar authentisches Zeugnis über eine bäuerliche Gesellschaft im Gebirge an der Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert anzusehen ist. Für das wissen-

schaftliche Arbeiten vor allem im Bereich der frühneuzeitlichen Geschichte markiert die Studie jedoch gleichwohl einen zentralen Moment in der Auseinandersetzung einer neuen Generation von Historiker*innen mit Methoden der historischen Sozialwissenschaft. Zu erinnern ist hier an den zündenden Beitrag von Hans Medick in der Fachzeitschrift *Geschichte und Gesellschaft* (10. Jg. 1984, H. 3) mit dem Titel »Missionare im Ruderboot. Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte«, oder an den Sammelband *Emotionen und materielle Interessen. Sozialanthropologische und historische Beiträge zur Familienforschung* (Göttingen 1984), in dem sich strukturgeschichtliche Überlegungen mit einem scharfen Blick für die historisch Handelnden verwoben. In der Folgezeit gründeten sich Zeitschriften wie die *Historische Anthropologie* und, nicht zuletzt, *WerkstattGeschichte*, die dazu beitrugen, ethnologische, sozialanthropologische sowie historisch-anthropologische Methoden als produktive Werkzeuge historischen Arbeitens (auch im deutschsprachigen Kontext) zu verankern. *Montaillou* und seine Bewohner haben Pate gestanden und die Weltansichten und Glaubenswelten der Katharer präsent gehalten.

Michaela Hohkamp (Hannover)

The Many Deaths of Jew Süß

Yair Mintzker, *The Many Deaths of Jew Süß. The Notorious Trial and Execution of an Eighteenth-Century Court Jew*, Princeton/Oxford (Princeton University Press) 2017, 330 + 14 S., 11 Abb., 29,66 €

Der Württemberger Hofjude Joseph Süß Oppenheimer, sein Gerichtsprozess und seine spektakuläre Hinrichtung 1738 sind

ein bekanntes Thema, das sich in einer breiten wissenschaftlichen und künstlerischen Rezeption niedergeschlagen hat. Die erhebliche Bedeutung des Stoffs für die jüdische Geschichte der Frühen Neuzeit sowie für die Geschichte des Antisemitismus ist unbestritten, wie etwa die rezeptionsgeschichtlichen Arbeiten von Barbara Gerber (1990) und Alexandra Przyrembel/Jörg Schönert (2004) herausstellen konnten. Doch aufgrund der Fülle von späteren Zuschreibungen ist es nicht leicht, die historische Figur von dem antisemitischen Zerrbild zu trennen. Seit einhundert Jahren versuchen daher immer wieder akribische Quellenstudien, wie von Selma Stern (1929) und Hellmuth G. Haasis (1998), Oppenheimer zu seinem postumen Recht zu verhelfen, indem sie – mit den Worten von Gudrun Emberger/Robert Kretzschmar (2009) – direkt »die Quellen sprechen lassen«.

Doch die Aussagekraft genau dieser Quellen zweifelt der israelisch-amerikanische Historiker Yair Mintzker an und unterzieht sie in seinem Buch *The Many Deaths of Jew Süß* einer originellen Neubewertung. Seine Arbeit dient ihm dabei als Labor origineller Darstellungsformen und beschäftigt sich mit den Möglichkeiten und Grenzen von Geschichtsschreibung.

Im Fall von Oppenheimer verfügen wir über ein beeindruckendes Korpus tausender Inquisitionsakten und anderer zeitgenössischer Quellen. Dennoch vertritt Mintzker die These, dass genau diese Fülle es unmöglich machen würde, die oft gesuchte »Wahrheit« über die historische Person Oppenheimer endgültig zu fassen. Vielmehr sei schon die zeitgenössische Wahrnehmung verzerrt gewesen, Fiktion und Fakten von Anfang an untrennbar miteinander verbunden. Im Gegensatz zu Emberger und Haasis geht er daher nicht davon aus, dass allein die Beschäftigung mit der ihrer Meinung

nach »authentischen« Überlieferung in den Archiven und der Distanzierung von fiktiven Zuschreibungen dazu führen wird, mehr über Oppenheimer und seinen Fall zu verstehen. Stattdessen müsse man die Quellen stärker kontextualisieren und gleichzeitig als Fiktion ernst nehmen.

Um dies zu verwirklichen, wählt Mintzker einen »polyphonen« Ansatz: In vier Kapiteln porträtiert er fünf Personen, auf deren Quellen der Großteil unseres heutigen Wissens über Oppenheimer und seinen Fall basiert. Alle fünf sind der bisherigen Forschung bekannt, allerdings hat sich nie jemand genauer mit ihnen und den Umständen des Entstehens ihrer Ansichten befasst, die Mintzker etwas unglücklich als »true motivation« bezeichnet.

In seinem ersten Kapitel schildert Mintzker den Prozess aus der Sicht des Juristen Philipp Friedrich Jäger. Jäger war als Untersuchungsrichter damit beauftragt, die Beweise für Oppenheimers Schuld zusammenzutragen und für das Gericht das Bild des verräterischen und unmoralischen Günstlings zu entwerfen. Mintzker gelingt es überzeugend darzustellen, wie sehr dieses konstruierte Bild von Jägers sozialer (und geographischer) Herkunft geprägt war. Anstelle der oft zitierten abstrakten »Richter« kann Mintzker zeigen, dass der Konflikt zwischen den württembergischen Landständen und dem Hofjuden eine starke persönliche Note hatte. Zudem kann er herausarbeiten, dass Jägers Anschuldigungen vor allem auf den Beweisen basierten, die dieser einige Jahre zuvor im Fall gegen die Gräfin Grävenitz gesammelt hatte – einem ähnlichen politisch motivierten Prozess, der jedoch ohne Verurteilung ausgegangen war.

Ein ganz anderes Zeugnis hat Christoph David Bernard hinterlassen, den Mintzker im zweiten Kapitel vorstellt.

Als Konvertit vom Juden- zum Christentum lebte Bernard in bescheidenen Verhältnissen und verdingte sich als Hebräischlehrer sowie als Experte in allen »jüdischen« Angelegenheiten. Kurz vor Oppenheimers Hinrichtung besuchte er ihn im Gefängnis und verfasste später einen Bericht über diese Begegnung, die aufgrund ihrer unmittelbaren Darstellung immer wieder als objektiver Tatsachenbericht angesehen wird. Mintzker hingegen deutet den Text vielmehr als Versuch Bernards, der Leserschaft sein Wissen und seine eigene Bedeutung als Gelehrter zu demonstrieren.

Im dritten Kapitel geht Mintzker der Geschichte des einzigen jüdischen Augenzeugenberichts nach. Besonders weil es sich bei ihm um den einzigen Text aus jüdischer Perspektive handelt, wird ihm heute mehr Glaubwürdigkeit beigemessen als anderen Quellen (Haasis nennt ihn »unverfälscht«). Anhand der Leben seiner Urheber, der jüdischen Unternehmer Mordechai Schloss und Callman Seligmann, zeichnet Mintzker die komplexe Situation der Hofjuden in Württemberg nach. Er charakterisiert das Milieu der Hofjuden als eine »community of risk«, die aufgrund eines permanenten Konkurrenzdrucks große finanzielle Risiken einging und daher mal miteinander und mal gegeneinander arbeitete.

Die einzige Person, die Oppenheimer nicht persönlich kennengelernt hatte, wird im vierten Kapitel behandelt. Der Leipziger Schriftsteller David Fassmann lässt einen fiktiven Oppenheimer die Geschichte seines Aufstiegs und Falls postum aus dem Totenreich erzählen. Fassmanns gut recherchierte Geschichten über die höfische Kultur waren sehr populär und halfen dabei, Oppenheimers Prozess überregional bekannt zu machen. Mintzker kann herausarbeiten, dass Oppenheimer bei Fassmann durchaus ambivalent dargestellt wird und so-

wohl als Identifikations-, wie auch als Schmähsfigur dient.

Der polyphone Ansatz Mintzkers ist überaus aufschlussreich und konstruiert aus den unterschiedlichen Lebenswegen am Ende ein stimmiges Ganzes. Mit Hilfe der faszinierenden Kurzbiographien demonstriert der Autor überzeugend, dass Figuren wie Jäger, Bernhard, Schloss, Seligmann und Fassmann, die in der bisherigen Forschung lediglich als beobachtende Statisten auftraten, tatsächlich essentiell für das Verständnis der überlieferten Quellen zu Oppenheimer sind. Mit einer beeindruckenden Detailfülle demonstriert Mintzker meisterhaft, dass er nicht nur eine neue Lesart der Ereignisse anbietet, sondern dass seine Arbeit den vorherigen Arbeiten auch an akribischer Archivrecherche in nichts nachsteht. Obwohl es gelegentlich so wirkt, als verliere er sich dabei in biographischen Nebensächlichkeiten, hat doch jedes Detail einen wichtigen und teilweise überraschenden Platz in seinem Narrativ. Geschickt verknüpft er immer wieder Episoden aus den einzelnen Biographien mit dem späteren Prozess oder stellt sie einander gegenüber, wobei er einen Schwerpunkt auf Aspekte des physischen wie symbolischen Raums setzt.

Oppenheimer selbst »is the book's absent center«. Dennoch kann Mintzker zeigen, dass sich mit Hilfe der vier Kurzbiographien mehr über ihn, seinen Prozess und dessen Wirkungsgeschichte aussagen lässt, als zunächst vermutet. In den zentralen Texten deckt er nicht nur »possible hidden message[s]« und Allegorien auf, sondern kann aus der Fiktion wiederum Rückschlüsse auf tatsächliche Begebenheiten und möglicherweise gar auf Oppenheimers eigene Sicht geben. Mintzkers polyphoner Ansatz erhebt dabei nicht den Anspruch, die bisherige Forschung zu ersetzen, sondern sie

zu überdenken. Er bereichert die Forschungslandschaft zum Thema nicht nur mit neuen Hypothesen zur Entstehung der bekannten Quellen und dem Appell zu einem reflektierteren und kritischeren Umgang mit ihnen. Auch auf anderen Gebieten vermag er neue Impulse zu setzen, wie etwa in der Hofjuden- und Konversionsforschung.

Darüber hinaus liest sich *The Many Deaths* wie ein Lehrbuch für einen post-modernen Schreibstil. Das Buch ist eine Kritik an der gegenwärtigen Geschichtsschreibung sowie ein Plädoyer für unorthodoxe Erzählmethoden. Um dies zu unterstreichen, schließt jedes Kapitel mit einem Dialog zwischen dem Autor und einer*in fiktiven Leser*in. In ihnen nimmt er auf eine unterhaltsame Art mögliche Kritikpunkte vorweg und geht immer wieder auf seine eigenen Zweifel ein.

Mintzker hat ein geniales Buch geschaffen, dass sich seiner Genialität bewusst ist. Ihm gelingt es, das obligatorische »new light« auf Oppenheimer und seinen Prozess zu werfen. Mintzkers beeindruckende Recherche, Methode und Darstellung, überraschende Wendungen und Enthüllungen machen das Lesen daher nicht nur für ein Fachpublikum zu einem Genuss.

Johannes Czakai (Berlin/Jerusalem)

Im Transit auf dem Ozean

Johanna Beamish, *Im Transit auf dem Ozean. Schiffszeitungen als Dokumente globaler Verbindungen im 19. Jahrhundert*, Frankfurt/New York (Campus Verlag) 2018, 271 S., 43 €

Die Globalgeschichtsforschung reflektiert seit einigen Jahren verstärkt ihre Ansätze und Methoden. Die Monographie von Johanna Beamish *Im Transit auf dem Ozean* greift die in diesem Zu-

sammenhang viel diskutierten Themen von Konnektivität und Mobilität auf. Im Zentrum der Betrachtung stehen transkontinentale Transiterfahrungen von Passagieren auf Segel- und Dampfschiffen. Die Quellen beziehen sich vornehmlich auf Überfahrten zwischen England und Australien beziehungsweise Neuseeland. Somit leistet die Arbeit auch einen Beitrag zur wachsenden Forschung über Meere als Räume globaler Verflechtungen. Den Transit als soziale Praxis betrachtend, analysiert Beamish anhand von Schiffszeitungen in einem anregenden Erzählstil die Rituale, Ablösungsprozesse und Verhaltensweisen, die im »Zwischenraum« der Passage entstanden.

Beamish erzählt eine Sozialgeschichte des Transits, den sie als »eine Phase des Dazwischen« versteht. Die sozialen Praktiken analysierend, »durch welche sich Passagiergemeinschaften bilden«, führt die Autorin in neun Kapiteln aus, wie das Konzept des Transits für die Globalgeschichte fruchtbar gemacht werden kann. Beamish geht es darum, den Transit als globales Phänomen zu konturieren und für diesen Zugang die Quellengattung der Schiffszeitungen zu erschließen. Um den Blick auf die Erfahrungen und die sich entwickelnden Beziehungen auf den Schiffen zu werfen und gleichzeitig größere Zusammenhänge wie den Wandel von der Segel- zur Dampfschiffahrt zu berücksichtigen, verwendet das Buch die Methode der *jeux d'échelles*. Dieser vom Annales-Historiker Jacques Revel eingeführte Zugang der »Spiele mit den Maßstäben« vereint größere Betrachtungsebenen mit der Mikrogeschichte. Diese Verbindung gelingt Beamish gut, indem sie auch die sich durch kürzere Reisezeiten verändernden Überfahrtserfahrungen auf Dampfschiffen beschreibt.

Beamish führt detailliert aus, wie im Transit Handlungsspielräume entstehen, die vorhandene soziale Strukturen zwar nicht auflösen, jedoch aufweichen. Über das Verhältnis von Akteuren und Strukturen auf Schiffen kann mithilfe von Schiffszeitungen Aufschluss gewonnen werden. Jedoch klärt die Autorin die Leserinnen und Leser nicht darüber auf, wie repräsentativ die dargestellten Erfahrungen waren. Ebenso thematisiert Beamish nicht, wie die in den Schiffszeitungen geschilderten Episoden der Überfahrtserfahrung ausgewählt wurden und welche Narrative keine Berücksichtigung fanden. Da die Zeitungen von Passagieren der ersten und zweiten Klasse herausgegeben wurden, geben sie wenig Aufschluss über die Erfahrungen sozio-ökonomisch schlechter gestellter Reisender. Methodisch erlaubt die unregelmäßige Periodizität der Zeitungsveröffentlichung keine serielle Analyse und lässt keine systematischen Vergleiche zwischen den Schiffszeitungen zu.

Eine detaillierte Betrachtung einzelner Akteure vor Beginn der Abreise, während der Überfahrt und nach der Ankunft würde eine prozessuale Perspektive eröffnen, die den Einfluss des Transits auf die Lebenserfahrungen der Passagiere verdeutlichte. So könnte herausgestellt werden, wie der Transit auch als Abbruch von Verbindungen gewertet worden sein mochte und, so besehen, die Grenzen der Idee einer globalen Konnektivität beschreiben würde. Solch eine biographisch orientierte Betrachtung, auch mithilfe von Tagebüchern und privaten Nachlässen, könnte bereichernd zum »Spiel mit den Maßstäben« beitragen.

Anregend ist die Methode der *jeux d'échelles* für den technologischen Wandel von der Segel- zur Dampfschiffahrt durchaus. Während sich dieser Wandel im 19. Jahrhundert vollzog, existierten beide Arten der Überfahrt gleichzeitig

und eröffnen für Beamish die Möglichkeit zur Analyse unterschiedlicher Reiseerfahrungen. Ein wesentlicher Unterschied dieser Erfahrungen waren die Unterbrechungen einer Fahrt in Häfen oder beim Kontakt mit anderen Schiffen. Während Segelschiffe weite Strecken ohne Zwischenhalte zurücklegen konnten, war die Transiterfahrung durch die zunehmende Dampfschiffahrt nicht nur Teil einer sich beschleunigenden Welt – in dem Sinne, dass die Überfahrtszeit verkürzt wurde –, sondern beinhaltete für die Reisenden auch eine größere Zahl von Aufenthalten in Häfen, die das Auffüllen des Kohlevorrats mit sich brachte. Diese nutzten die Passagiere, um Ausflüge zu unternehmen. Bei diesen Ausflügen beschreibt die Autorin die weitverbreiteten Abgrenzungserfahrungen zur lokalen Bevölkerung, die von europäischen Überlegenheitsgefühlen und einer transkontinentalen *Britishness* gespeist wurden. Die so entstehende Gemeinschaft an Bord war zwar sozial stratifiziert, jedoch waren die sozialen Unterschiede weniger ausgeprägt als an Land. Während die Passagierkategorien gesellschaftliche Verhältnisse des Festlands reproduzierten, löste die Entfernung zu diesem für die Zeit der Überfahrt vorherrschende Konventionen auf. Laut der Autorin zeige sich dies unter anderem in der freizügigen Kleidung männlicher Passagiere, die jedoch von Passagierinnen kritisiert wurde.

Die Verwendung von Pseudonymen in den Schiffszeitungen stellte in der zeitgenössischen Printkultur eine gängige Praxis dar. Unter anderem verdecken Pseudonyme, ob ein Artikel von einem Mann oder einer Frau geschrieben wurde. Eine *Ladies page* war nicht unbedingt ein designierter Raum, in dem Frauen für Frauen schrieben, wie etwa die Forschung zu ghanaischen und nigerianischen Zeitungen aus der ersten Hälfte

des 20. Jahrhunderts zeigt. Auch erweist die Forschung zu globalen Printkulturen, wie Autoren durch die Verwendung weiblicher Pseudonyme versuchten, ein größeres Lesepublikum zu erreichen. Ob sich dieses *Masking* im Transit ebenso vollzog, bleibt in diesem Buch offen.

Da die Herausgeber oft inständig um Beiträge baten und die Verwendung mehrerer Pseudonyme einer Autorin oder eines Autors nicht abwegig erscheint, wäre die Analyse der Verwendung von Pseudonymen und der Rolle von Authentizität, wie Beamish im Schlusswort vorschlägt, eine potenziell gewinnbringende Fortführung des Buchs. Durch die Diskussion neuerer Forschungsansätze zu Printkulturen könnten weitere Aufschlüsse über die Akteure und deren Erfahrungen in einem von Routinen, Stasis und Langeweile geprägten Raum entstehen.

Des Weiteren stellt sich die Frage, in welcher Hinsicht die Transiterfahrung genuin global ist. Die von Beamish untersuchten Erfahrungen scheinen von britisch-intraimperialen Netzwerken der Passagiere geprägt zu sein. Ein näheres Eingehen auf klassische Konzepte der Imperialismustheorie, wie zum Beispiel dem *Official Mind* der viktorianischen Politiker und Kolonialangestellten, würde unter Einbezug der Transiterfahrung dieser Gruppe die kulturhistorische Dimension der Imperialgeschichte hervorheben. Wichtige Arbeiten zu diesem Ansatz, zum Beispiel Tony Ballantynes *Entanglements of Empire*, werden von Beamish angeführt. Somit gibt das Buch nicht nur Aufschluss über die Erfahrung des Transits in einer sich globalisierenden Welt, wie es die Autorin betont, sondern bereichert ebenso das Verständnis einer imperialen Welt und von deren Netzwerken als Teile des Globalen. Zusammenfassend ist die Monographie ein sehr lesenswerter, spannend erzählter und facettenreicher Beitrag zur Global-

geschichte des 19. Jahrhunderts. Beamish gelingt es, durch die Einbindung zahlreicher Primärquellen erfrischend von der Erfahrung des Transits zu erzählen.

Rouven Kunstmann (London)

Käthe Schirmacher. Agitation und autobiografische Praxis

Johanna Gehmacher/Elisa Heinrich/Corinna Oesch, Käthe Schirmacher. *Agitation und autobiografische Praxis zwischen radikaler Frauenbewegung und völkischer Politik*, Wien (Böhlau) 2018, 596 S., 26 Abb., 55 €

Die Frauenrechtlerin Käthe Schirmacher porträtierte in ihrem ersten Buch *Die Libertad* die Lebenswege dreier gebildeter Frauen: nun wurde ihr Leben von drei gebildeten Frauen beschrieben. Wahrscheinlich brauchte es drei Frauen dazu, denn das Leben Schirmachers war deutlich bewegter als das der »durchschnittlichen« Frauenrechtlerin ihrer Zeit. Einerseits nimmt sie in der europäischen Frauenbewegung einen besonderen Platz ein, weil sie internationaler tätig war als der Großteil der anderen Frauenrechtlerinnen. So war sie ab 1893 eine Rednerin mit weitläufigen Vortragsreihen, die sie durch Europa führten. Andererseits und vor allem lebte sie lange in Frankreich und England. Sie übernahm für 15 Jahre die Rolle einer Ver- und Übermittlerin von Wissen und Informationen zwischen der deutschen und französischen Frauenbewegung. In Deutschland war sie Mitglied des Verbands fortschrittlicher Frauenvereine und anderer Vereinigungen der radikalen Frauenbewegung. Seit 1905 etwa nahm ihr Engagement für völkische Politik zu; mit ihrem Nationalismus und Antisemitismus rückte sie an den rechten Rand der Bewegung.

Schirmacher wurde in ihrem (Nach) Leben gerade wegen ihrer verschiedenen schillernden Aspekte als Reflexions- und Projektionsfläche für verschiedene Gruppierungen, wie anfangs die Nationalsozialisten, später die homosexuelle Bewegung und die Frauenbewegung der 1970er Jahre genutzt. So wurden bisher vor allem einige Aspekte ihres Lebens herausgegriffen und weniger die Gesamtperspektive beleuchtet.

Auch das Werk der drei Autorinnen versteht sich nicht als Gesamtbiografie, sondern als eine Untersuchung einzelner »Arenen«, wie die Autorinnen es mit Rückgriff auf Dietlind Hüchtkers Arbeit zu *Geschichte als Performance. Politische Bewegungen in Galizien um 1900* nennen: 1. »Netzwerke, Beziehungen, Praktiken«, 2. »Arenen der Frauenbewegung«, und 3. »Arenen des Nationalismus«. Abgeschlossen wird das Buch mit einem Exkurs zur Biografieschreibung, einer Chronologie sowie einem Personen- und Vereinsverzeichnis. So lässt sich das Leben Schirmachers auch hier aus verschiedenen Perspektiven lesen, das Buch erzählt mehrere Geschichten. Gleichzeitig bedeutet der Ansatz allerdings auch, dass trotz der knapp 600 Seiten viele Aspekte im Leben Schirmachers weiterhin blass bleiben und einige im Text immer wieder angedeutete Fragen, wie zum Beispiel die gescheiterte Wissenschaftskarriere, am Ende leider offenbleiben. Das ist verständlich angesichts des Konzepts des Buchs und des Umfangs des gesichteten Materials. Die Autorinnen haben bei der Sichtung der über 14.000 Briefe, 55 Notiz- und Tagebücher, 450 Werkmanuskripte, 3800 Zeitungsartikel und 600 Schriften eine enorme Arbeit geleistet.

Käthe Schirmacher hatte, wie die Autorinnen betonen, ein ausgeprägtes Bewusstsein für ihre eigene Bedeutung und hielt ihr Leben für weitaus inter-

essanter und biografiewürdiger als das vieler anderer Frauenrechtlerinnen ihrer Zeit. Das Talent zur Selbstvermarktung, das sie möglicherweise als Teil des Teams von Marguerite Durands Zeitschrift *La Fronde* in Paris erwarb, die Fähigkeit zur eigenen Einschreibung in die Geschichte kennen wir auch von anderen Frauenrechtlerinnen wie Helene Lange, Gertrud Bäumer und Agnes Zahn-Harnack, die die Geschichtsschreibung über die Frauenbewegung fast monopolisiert haben. Schirmacher sorgte allerdings dafür, dass sie nicht nur zu ihren Lebzeiten wahrgenommen wurde, sondern durch ihre weitreichenden Publikationen auch ein oder sogar mehrere »Nachleben« erhielt, wie die Autorinnen ein Kapitel benennen.

Sie schrieb in Organen der Frauenbewegung wie auch in der allgemeinen Presse ihrer Zeit über Bildungspolitik und Erwerbsmöglichkeiten von Frauen der Mittelschicht wie der Arbeiterinnen und engagierte sich in ihren Texten für Arbeiterinnenschutz sowie für Fragen der Reglementierung von Prostitution. Sie formulierte auch die wesentlich radikalere Forderung eines gleichen Lohns für Hausarbeit, für die sie später von der Frauenbewegung der 1970er Jahre gefeiert wurde. Schirmacher trat schon vor 1900 dafür ein, die Frauenfrage als Teil der sozialen Frage zu sehen und forderte eine stärkere Zusammenarbeit mit anderen Reformbewegungen ihrer Zeit wie dem Sozialismus (freilich unter Führung der nicht sozialistischen Frauen). Aufmerksam wahrgenommen wurde sie auch 100 Jahre später von der lesbischen Frauenbewegung, die Schirmacher für offen gelebte Beziehung zu Frauen als Vorreiterin ihrer eigenen Bewegung feierte. Insgesamt wäre es wünschenswert gewesen, die Debatten, die Schirmacher bewegten, etwa um die Erweiterung des § 175 StGB oder um einen Arbeiterin-

nenschutz, in den breiteren Kontext der Frauenbewegung und der bestehenden Sekundärliteratur zu diesen Fragen einzubetten. Ähnliches gilt für die Besprechung des in ihrem Werk sichtbar werdenden Rassismus und Antisemitismus sowie ihres Engagements für die Arbeiterinnenschutzbewegung.

Seit 1890 unterstützte Schirmacher neben der Arbeit für die Frauenbewegung auch den Deutschen Ostmarkenverein sowie den Alldeutschen Verband. Im Krieg stand sie hinter den Entscheidungen der Regierung, wie das auch der überwiegende Teil des Bundes Deutscher Frauenvereine (BDF) tat, radikalisierte sich aber viel deutlicher als die meisten Frauenrechtlerinnen im BDF, die weitgehend die nationale Begeisterung teilten. Beginnend mit Schirmachers Mitwirkung in der Liberalen Frauenpartei ab 1907, der Deutschen Vaterlandspartei ab 1917 und der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP) ab 1918 trat sie schließlich dezidiert als Politikerin auf. Ihre radikalen frauenrechtlerischen Haltungen passten allerdings nicht in die DNVP, für die sie am Anfang der Weimarer Republik als Abgeordnete in den Reichstag gewählt wurde. Für die DNVP war die Gleichberechtigung der Frau ein Gegenentwurf zur eigenen Politik, Schirmacher brachte aber genau das Thema der Gleichberechtigung der Frauen letztlich erfolgreich in das rechte Spektrum der Politik ein. Als Abgeordnete der DNVP verstand sie sich vor allem als Außenpolitikerin und besetzte damit ein Feld, das für Frauen in der Nationalversammlung ungewöhnlich war.

Alle ihre Positionen, ob »rechts« oder »links«, waren radikal und immer unbequem, ob für die Frauenbewegung oder die Rechte. Über die Spannungen, die für Schirmacher aus diesen beiden Positionen entstanden, und ihre Erfahrungen als herausgehobene Politikerin in der

ersten deutschen Demokratie schrieb sie die Autobiografie *Flammen*, bis heute ein wichtiges Buch, wenn über die Parlamentarierinnen der Weimarer Zeit nachgedacht wird. Beeindruckend bleibt, jenseits der Frage der Bewertungen ihrer Person, wie konsequent Schirmacher verfolgte, was sie für richtig hielt und wie sehr sie sich innerhalb ihrer eigenen Lebenswelt dabei treu blieb. Ein Leben dieser Art, das immer wieder die Erwartungen ihrer Familie und ihrer Zeitgenossen enttäuscht hat, muss viel Kraft und Mut erfordert haben.

Es gibt eine Reihe von Punkten in diesem Buch, die äußerst gelungen sind. Im Kapitel über die Sexualität Schirmachers und ihr völkisches Engagement, dem sich bisher auch der größte Teil der Forschungsliteratur zu Schirmacher gewidmet hat, halten sich die Autorinnen mit Wertungen zurück und stellen gängige Parameter der Forschung wie öffentlich/privat, körperlich/nicht-körperlich, homosexuell/heterosexuell immer wieder in Frage und beschreiben sie als ungeeignet für die Deutung des Lebensmodells Schirmachers. Eine Chance wäre gewesen, diese Offenheit auch auf andere Frage ihres Lebens zu übertragen, wie zum Beispiel die Frage der Nützlichkeit der Parameter »radikal« und »gemäßigt« für die Einordnung der Frauenbewegungen oder solcher wie »Gleichheit« und »Differenz«. So halten die Autorinnen es für eine Schwachstelle in Schirmachers Argumentation, für die Gleichberechtigung gleichermaßen auf Gleichheit und Differenz zu setzen, wenn sie auf der einen Seite gleiche Rechte für Frauen forderte und auf der anderen Seite besondere moralische Qualitäten des weiblichen Geschlechts postulierte. Hier setzen die Autorinnen nicht nur die heutige Zeitbrille auf, sondern sehen auch nicht, dass diese Argumentation in der gesamten globalen Frauenbewegung schlecht-

hin die Norm war, wie nicht zuletzt Gisela Bock, Angelika Schaser oder Karen Offen in ihren Arbeiten betont haben. Letztlich gilt die Frage der Angemessenheit der Parameter sogar für die Frage der angenommenen Widersprüchlichkeiten zwischen »linken« und »rechten« Positionen. Aus der Sicht Schirmachers war ihr Leben keineswegs von Widersprüchen gezeichnet, es führte stringent vom Engagement für Frauenfragen über das für Deutschland zu dem für ihre Herkunftstadt Danzig im speziellen, wie es auch die Autorinnen betonen. Vielleicht liegt der Fehler in der heutigen Annahme, dass radikales Engagement für Frauen »links« und »progressiv« sein muss. Gerade Schirmachers Leben zeigt, dass sie für sich und Frauen radikale Gleichberechtigung fordern, aber gleichzeitig auch völkisch sein kann, dass sie gleichzeitig international, aber auch sehr national sein kann. Es ist kein zwingender Widerspruch, wenn man sich für Gleichheit mit Männern radikal einsetzt, sonst aber andere radikale oder – wie die Autorinnen es umschreiben – »prekäre politische Haltungen teilt«. Vielleicht ist »radikal« generell der gemeinsame Nenner für das Verständnis Schirmachers. Vermutlich ist das, was wir aus ihrer Biografie lernen können, dass wir unsere bisherigen Schemata und Parameter neu überdenken müssen, weil sie so vielen in der Frauenbewegung verorteten Frauen doch nicht ganz gerecht werden. Denn sie wurden an dem Leben von nur einigen Frauen erprobt, die damit gleichzeitig zur Norm erklärt wurden.

Letztlich können wir den Autorinnen nur dankbar sein, weil sie mit dieser Biografie zeigen, dass Käthe Schirmacher, egal wie man ihre Leistungen und ihren Lebensweg beurteilen möchte, die Frauenbewegung in Deutschland stark geprägt hat und diese daher wesentlich reicher und vielfältiger war, als bisher

definiert. Das bedeutet aber auch eine deutliche Öffnung der Forschungsgegenstände nach rechts und eine Eingruppierung der völkischen oder konservativen Frauenbewegung jeder Art in die Frauengeschichtsforschung. Und es bedeutet, sensibel für die Existenz und das Tätigwerden vieler anderer Protagonistinnen zu sein, die aus dem Kanon der Forschung gelöscht worden sind und noch auf eine kritische Würdigung warten.

Marion Röwekamp (Berlin)

Civil War in Central Europe 1918-1921

Jochen Böhler, *Civil War in Central Europe 1918-1921. The Reconstruction of Poland*, Oxford/New York (Oxford University Press) 2018, 234 S., 12 Abb., 2 Karten, 35 £

Dass moderne Nationsbildung ohne physische Gewalt kaum denkbar ist, gehört zu den grundlegenden Bestandteilen unseres Wissens über die jüngere europäische Geschichte. In letzter Zeit haben zahlreiche Studien mit Blick auf die Nachfolgestaaten der am Ende des Ersten Weltkrieges zerfallenen multinationalen Imperien noch einmal deutlich gemacht, wie stark auch die moderne Nationalstaatsbildung in Ostmitteleuropa zu dieser Zeit von Gewalt geprägt war. Die neueren Forschungen zeigen, wie häufig auch diejenigen, die auf der Seite der Sieger standen und die Sympathien der Entente-Mächte genossen, nach 1918 gewalttätige Praktiken als legitime Mittel der Staatsbildung betrachteten.

Jochen Böhlers Buch veranschaulicht dies eindrucksvoll am Beispiel Polens, dessen Staatsbildung nach 1918 im ganzen ostmitteleuropäischen Raum wahrscheinlich die konfliktreichste war. Umgeben von feindlichen Staaten, mit

einem Grenzraum, in dem ethnische Zuschreibungen fließend waren, aufgebaut auf den Trümmern von drei zerfallenen Großreichen und dominiert von einer ländlich geprägten Gesellschaft, befand sich Polen in den ersten drei Nachkriegsjahren durchgängig in militärischen Auseinandersetzungen mit seinen Nachbarn. Wie Böhler ausführlich nachweist, hatten diese Konflikte den Charakter von Bürgerkriegen. Böhler wertet eine beeindruckende Menge polnisch-, deutsch- und englischsprachiger Literatur aus: Sein Buch ist das erste Werk, dass die in der Geschichtsschreibung bisher voneinander getrennt beschriebenen Grenzkriege Polens zwischen 1918 und 1921 unter einem interpretativen Dach zusammenzubringen versucht.

Der eigentlichen Analyse der Grenzkonflikte stellt Böhler eine umfangreiche Darstellung der Vorgeschichte voran, die gut ein Drittel des gesamten Textes einnimmt. Böhler zeigt, wie die Teilungen Polens am Ende des 18. Jahrhunderts drei unterschiedliche politische und soziale Rahmen für die moderne polnische Nationsbildung schufen und zugleich drei unterschiedliche Erfahrungen des Ersten Weltkrieges hervorbrachten. Wie stark die polnische Staatsbildung darüber hinaus durch die Lagerbildung der politischen Eliten belastet war, verdeutlicht Böhler an dem bekannten Konflikt zwischen der Nationaldemokratie (*Endecja*) unter der Führung Roman Dmowskis und den polnischen Sozialisten unter Pilsudski. Auch wenn Böhler einige neuere Arbeiten erwähnt, die die politischen und persönlichen Antagonismen zwischen den beiden politischen Führungspersonlichkeiten Polens relativieren, betont er doch durchgehend, wie stark sich ihre Vorstellungen eines zukünftigen polnischen Staates unterschieden.

Das erste Drittel des Buches bietet also den mit ostmitteleuropäischer Ge-

schichte vertrauten Leser*innen weniger neue Erkenntnisse und Thesen als eine Zusammenfassung der bestehenden Literatur zur neueren polnischen Geschichte. Einigen der darin skizzierten Linien folgt Böhler dann konsequent in den weiteren Kapiteln. Das Buch kann daher in vielerlei Hinsicht nicht nur als eine Spezialmonographie, sondern auch als eine kompakte Einführung in die moderne polnische Geschichte gesehen und als solche in der Lehre benutzt werden. Vor allem im englischsprachigen Raum, auf den das Werk in erster Reihe abzielt, könnte dies zu einer breiteren Rezeption des Buches beitragen.

Böhlers zentrale These ist, dass Polen sich in den unmittelbaren Nachkriegsjahren in einem Bürgerkrieg befand, der sich an seinen Rändern abspielte. Dem weitverbreiteten Verständnis von Bürgerkrieg als einem Krieg innerhalb eines Staates setzt Böhler in Anlehnung an David Armitage die Kategorie der eigenen Erfahrung der Akteure entgegen. Diese wüssten – so Armitage – viel eher, dass sie sich in einem Bürgerkrieg befinden, als dies von der Außenwelt wahrgenommen werde. Böhler konzentriert sich dementsprechend auf die sich in Tagebüchern und Memoiren widerspiegelnde Erfahrung verschiedener Teilnehmer der polnischen Grenzkriege, um zu zeigen, dass diese in vielen Fällen als Kriege gegen ehemalige Mitbürger und lokale Nachbarn verstanden wurden. Im Zuge dieser Konflikte, die von der früheren Geschichtsschreibung meist nur als Kriege um die entstehenden Grenzen gesehen wurden, habe sich die ethnisch-nationale Zugehörigkeit zu einem entscheidenden, kaum mehr rückgängig zu machenden Unterscheidungsmerkmal gegenüber den Nachbarn entwickelt.

Böhler geht dabei von der neuesten Nationalismusforschung aus, die den Zusammenhang von militärischen Aus-

einandersetzungen und moderner Nationsbildung betont und annimmt, dass nationale Identitäten oft gerade in bewaffneten Konflikten ausgebildet und verschärft werden. Die von Böhler durchgeführte Auswertung einer Reihe von Tagebüchern und Memoiren von verschiedensten zivilen sowie militärischen Teilnehmenden der Kriege bestätigt diese These. Böhler verdeutlicht, wie die vier Jahre der Kriegsnot und die folgenden Grenzkonflikte die lokale Bevölkerung radikalisiert und zunehmend zu Selbst- und Fremdzuschreibungen von Ethnizität bewegt hatte – ein Prozess, der im Kontext der Konflikte nach 1918 zur Eskalation der Gewalt beitrug.

Der Text geht konsequent allen Schauplätzen der Nachkriegsgewalt nach, vom polnisch-deutschen Konflikt in Großpolen und dann in Oberschlesien über den kurzen Krieg mit der Tschechoslowakei um das Teschener Gebiet bis zu den größeren Konflikten um die staatliche Zugehörigkeit von Teilen des Baltikums, von Bielarus und der Ukraine. Vor allem der Verlauf des Polnisch-Sowjetischen Krieges von 1920 dient Böhler als Beispiel dafür, dass feste nationale Identitäten bei der vielsprachigen und multireligiösen Bevölkerung des vom neuen polnischen Staat beanspruchten Gebietes zunächst nur sehr begrenzt ausgeprägt waren, fast nur in großen Städten und unter gebildeten Eliten. Große Aufmerksamkeit widmet der Autor auch der Gewalt gegen Juden, die vor allem im Osten zur polnischen Nationsbildung untrennbar dazu gehörte, und deren Ausmaß schon damals internationale Empörung hervorrief.

Civil War in Central Europe ist allerdings keine dezidiert erfahrungsgeschichtliche Studie, vielmehr geht Böhler in vielen Passagen auch ausführlich der politischen und militärischen Geschichte nach. Man erfährt viel über die Formie-

rung der polnischen Armee, über deren Führung oder die strategische Planung von deren Operationen, über die verschiedenen paramilitärischen Gruppierungen, die hinter zahlreichen Gewalttaten gegen die zivile Bevölkerung standen, oder auch über die politische Arena des neuen Staates. Die Erzählung stellt oft den polnischen Staat mit seinen sich formierenden Streitkräften ins Zentrum und die dichte Argumentation wird stellenweise noch durch ereignisgeschichtliche Exkurse ergänzt, die auf den ersten Blick mit der Umdeutung der polnischen Grenzkriege zwischen 1918 und 1921 zu einem Bürgerkrieg, die Böhler sich vorgenommen hat, nicht direkt zusammenhängen.

Diese Passagen bringen jenen wahrscheinlich wenig Neues, die mit polnischer Geschichte vertraut sind. Das Buch zielt aber deutlich über den Kreis der Polen- oder Ostmitteleuropaexpert*innen hinaus und macht die komplizierte Geschichte der Region unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg auch Leser*innen ohne umfängliches Vorwissen zugänglich. Insgesamt hat Jochen Böhler also ein Buch geschrieben, dass das bestehende Wissen ansprechend zusammenfasst, mit einer neuen Interpretation bereichert und seinen Gegenstand in einer auch für Laien geeigneten Form präsentiert. Vor allem im englischsprachigen Raum wird das Buch wohl schnell zu einem Standardwerk über die Geschichte Polens im 20. Jahrhundert werden. Die parallel erschienene polnische Fassung des Buches wird sicherlich auch der polnischen Debatte über die Gründung und den Charakter der zweiten Republik neue Anstöße geben.

Rudolf Kučera (Prag)

Deutsche Plantagen in Britisch-Kamerun

Caroline Authaler, *Deutsche Plantagen in Britisch-Kamerun. Internationale Normen und lokale Realitäten 1925-1940*, Wien/Köln/Weimar (Böhlau), 2018, 266 Seiten, 7 Abb., 40 €

Im Sommer 1928 musste Edward John Arnett, abgeordnet aus Nigeria und als *Senior Resident* für die *Cameroons Province* der britischen Mandatsmacht zuständig, einen Brief schreiben. Adressat war sein *Divisional Officer* in Victoria, dem größten Hafen des britischen Völkerbund-Mandats Kamerun, und Anlass eine Beschwerde über die wichtigste deutsche Schifffahrtsgesellschaft in Kamerun, die Woermann-Linie. Dieser war mit Übernahme neuer Geschäftsräume in Victoria zum 1. Juli 1928 offenbar stark daran gelegen, sogleich auch ihre politischen Positionen kundzutun: Die deutschen Unternehmer hatten eine Afrikakarte ausgehängt, in der die Mandatsgebiete des Völkerbunds als deutsche Kolonien ausgewiesen waren. Sechs Tage nach dem Hinweis hatte die britische Mandatsmacht durchgesetzt, dass die strittige Karte wieder entfernt wurde.

Dass die Verhältnisse in Mandatsgebieten der Zwischenkriegszeit nicht immer so klar und Konflikte nicht immer so zügig beizulegen waren wie in diesem Fall des Aushangs einer kolonialrevisionistischen Karte, zeigt die Studie von Caroline Authaler, die sich mit den zahlreichen Plantagen im Hinterland Victorias in den Jahren von 1925 bis 1940 befasst.

Der Autorin geht es im Kern um die Frage nach Veränderungen kolonialer Beziehungen, die in drei thematischen Linien bearbeitet wird: Ein Prolog klärt historische Voraussetzungen und Kontinuitäten der deutschen Kolonialverwal-

tung im britischen Mandatsgebiet, zwei Kapitel widmen sich wechselnden Akteurskonstellationen, Allianzen und der resultierenden Interessendurchsetzung vor Ort, und zwei weitere Kapitel untersuchen die grenzüberschreitende Kommunikation zwischen Mandatsgebiet und internationalen Organisationen in Genf. Arbeits- und gesundheitspolitische Fragen stehen dabei im Vordergrund. Das Buch vereint auf eindrucksvolle Weise staatliche wie private Quellen aus Kamerun, Großbritannien, Deutschland und der Schweiz. Insgesamt versteht es sich nicht zuletzt auf dieser Grundlage als Beitrag zu neueren Forschungen zur Translokalität und spezieller zur Verflechtungsgeschichte zwischen Völkerbund und europäischen Kolonialismen.

Einen ersten wichtigen Befund liefert der Blick auf die afrikanischen Akteure, genauer: auf ehemalige deutsche Kolonialsoldaten und afrikanische Eliten der deutschen Kolonialverwaltung. Gegenüber einer Deutung des Ersten Weltkriegs als Zäsur arbeitet die Autorin hier eine eher von kolonialen Kontinuitäten denn von Brüchen geprägte Zeit heraus. Dies belegen die Loyalitäten und Aktivitäten von Afrikanern, die für die Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft *Victoria* tätig waren. Teils waren sie freiwillig gemeinsam mit deutschen Offizieren interniert, teils spielten sie eine zentrale Rolle in der Anwerbung afrikanischer Arbeiter*innen für die deutschen Plantagenunternehmen im britischen Mandatsgebiet.

Bedeutung hatte diese Afrikanisierung der Arbeiteranwerbung gerade auch vor dem Hintergrund der bestehenden Regularien zur Zwangsarbeit – privaten Unternehmern war diese im Gegensatz zur deutschen Kolonialzeit in den 1920er Jahren untersagt worden, während für öffentliche Zwecke Ausnahmen zulässig waren.

Die Situation im britisch verwalteten Teil Kameruns entsprach somit bereits Vorgaben, welche die wichtigste Sonderorganisation des Völkerbundes zur Formulierung und Durchsetzung internationaler Arbeits- und Sozialnormen, die International Labour Organization (ILO), erst 1930 in einer Zwangsarbeiterkonvention festschrieb. Im vergleichsweisen kleinen britischen Gebiet funktionierte die Arbeiterrekrutierung durch Afrikaner gut, die eigene Netzwerke sowie die Autorität nutzen, die ihnen aus ihren (meist militärischen) Positionen im deutschen Kolonialsystem vor 1916 erwuchs. Die Plantagen konnten ihren Arbeitskräftebedarf offensichtlich ohne Rückgriff auf »staatliche« Rekrutierungsmaßnahmen decken. Diese Situation stellte gemessen an derjenigen im benachbarten französischen Mandatsgebiet, wo nicht nur Großbaustellen, sondern auch Großplantagen wie diejenige in Dizangué weiten Teilen der Bevölkerung als Synonym für Zwangsarbeit galten, in Westzentralafrika eher eine Ausnahme dar.

Eine lohnenswerte Aufgabe zukünftiger Forschung wäre ein noch ausführlicher Vergleich mit solchen benachbarten Plantagenregionen. Dabei könnten die Motivationen von Arbeiter*innen aus dem französischen Mandatsgebiet, der Zwangsarbeit durch Migration in Nachbargebiete wie das der deutschen Plantagen am Kamerunberg zu entgehen, stärker in den Blick kommen. So ließe sich auch noch weiter untersuchen, wieso im französischen, nicht aber im britischen Mandatsgebiet Petitionen an den Völkerbund die kolonialen Arbeitsbedingungen anprangerten.

Wie sich afrikanisch-europäische Beziehungen im Kontext internationaler territorialer Verwaltung im Fall von Konflikten darstellten, zeigt ein weiteres Kapitel der Studie, das mit Beschwerden

und Petitionen lokale Konfliktbearbeitungsinstrumente in den Blick nimmt.

Im Vergleich zur Vorkriegszeit bestand die zentrale Entwicklung in der Ausweitung der Beschwerdemöglichkeiten für afrikanische Arbeiter im leichteren Zugang zu den europäischen Kolonialbeamten. Als zentral, da eine »besondere Wirkung« entfaltend, stellten sich Beschwerdemöglichkeiten dort da, wo Plantagenarbeiter die »Interessenunterschiede zwischen britischer Verwaltung und deutschen Plantagenmanagern« nutzen konnten. Erst diese spezifische Konstellation – und nicht etwa die philanthropische Ausrichtung bestimmter Normen des Völkerbundes – war es, die laut Caroline Authaler rechtliche Fortschritte durch die Nutzung der Beschwerdeinstrumente ermöglichte und somit Afrikaner*innen zu Subjekten kolonialen Rechts werden ließ.

Dass andererseits Afrika beziehungsweise konkret das britisch verwaltete Territorium ebenso sehr nur als »Kulisse« für europäische Karrieren, westliches Expertentum und entsprechend eurozentrische Vorstellungen von Fortschritt in Afrika fungieren konnte, zeigt der Abschnitt zu einer *ILO Study Mission* von 1935. Dieser galt die intensive Netzwerkpflge mit Experten und Verwaltungsbeamten mehr als Kontakte zu Afrikanern vor Ort oder die Besichtigung zentraler Arbeitsprozesse auf den Kameruner Plantagen. Über eine weiße Minderheit, die sich untereinander zugehörig fühlte, festigte sich so für zeitgenössische westliche Akteure das Bild vom scheinbar grundsätzlich verschiedenen Afrika.

Aus einem eurozentrisch geprägten Weltbild abgeleitete Empfehlungen konnten, wie am Beispiel der Gesundheitsvorsorge und den dort herrschenden wissenschaftlichen Konkurrenzen gezeigt wird, auch nachteilige gesundheitliche Folgen für die auf den Planta-

gen untergebrachten Afrikaner*innen zeitigen. Caroline Authaler beschreibt, dass Arbeiterbarracken, die nach neuesten europäischen Hygienestandards errichtet wurden, dazu führten, dass die Plantagenarbeiter froren und krank wurden. Wellblech und Beton glichen übers Jahr die klimatischen Extreme schlecht aus. Auch war es gerade nicht die Mandatsmacht selbst, die letztlich den eigenen Vorgaben zur Durchsetzung verhalf. Vielmehr waren es transnationale Netzwerke, die Caroline Authaler überzeugend als frühe Vertreter der internationalen Entwicklungspolitik des »Spätkolonialismus« verortet. Der besondere völkerrechtliche Status des Gebiets tritt hier somit zurecht hinter allgemeinere Entwicklungen zurück, die keine Besonderheit der »halb-kolonialen« Mandats- oder Treuhandkontexte darstelle.

Die Überlegungen zur *Native Labour Section* der Mandatskommission und zur ILO vertiefen die bestehende Forschung zur Rolle internationaler Organisationen in afrikanischen Arbeits- und Dekolonisationsprozessen um wichtige Aspekte. Auch den spezifischen Akteurskontext für das britisch verwaltete Mandatsgebiet Kamerun arbeitet die Studie insgesamt treffend heraus: Die internationalen Normen bewirkten vor Ort per se noch keine Änderungen der Situation, sondern erst das Zusammenspiel verschiedener Akteure. Der britischen Verwaltung gelang es hier sehr lange, namentlich bis 1937, gegenüber internationalen Organisationen die Oberhand im Informationsfluss zu den Arbeits- und Gesundheitsbedingungen im Mandatsgebiet zu behalten. Angesichts der Gegenüberstellung im Titel des Buches – der auf der einen Seite »internationale Normen«, auf der anderen »lokale[n] Realitäten« sieht – ließe sich fragen, inwieweit erstere nicht auch Teil der Lebenswirklichkeiten vor Ort waren.

Denn als Instrument zur Markierung britischer Autorität gegenüber deutscher Arbeitgeberhoheit über die Plantagenarbeiter bedingten sie Handlungsräume erst mit. Insgesamt liegt das große Verdienst des Buches vor allem im Blick über die festen Mandatsgrenzen und formalen Zuständigkeiten hinaus und in der Auffächerung und Inbezugsetzung des Panoramas verschiedener »Mandats-situationen«, welche den verschiedenen Akteursgruppen Handlungsspielräume eröffneten. Gerade auch die Afrikaner dachten und handelten hier transnational.

Zugleich wäre es gerade vor diesem Hintergrund einer eurozentrischen Genese von Wissen über Afrika spannend, noch mehr zur Frage der afrikanischen Stimmen und Proteste zu hören. Hier liegen für das französische Mandatsgebiet Untersuchungen speziell zur Situation auf Plantagen vor. Zwar konstatiert Authaler für das britische Gebiet das Nichtvorliegen gewerkschaftlicher Organisationsstrukturen auf den Plantagen und führt eher situative Organisationsstrukturen für Streiks und Proteste an. Und wie im französischen Mandatsgebiet war die zunehmende Politisierung der Bevölkerung in der Zeit der UN-Treuhandverwaltung in beiden Gebieten nicht voraussetzungslos: Es existierten Zusammenschlüsse oder Solidarvereine – auf den Plantagen des britischen Gebiets »Osusus« genannt – zur gemeinschaftlichen Absicherung von Arbeitsrisiken. Dazu, wie afrikanische Akteure sich organisierten und ob es im britischen Mandatsgebiet ebenso wie in Douala – dem wichtigsten Hafen des französischen Gebiets – einen Ideenaustausch zwischen europäischen Arbeitern und Afrikanern gab, hätte man gerne noch mehr gelesen.

Caroline Authaler hat anhand unveröffentlichter Quellen unter anderem aus Kameruner Archiven eine sehr gut

geschriebene Studie vorgelegt, die komplexe Verschränkungen verschiedener Ebenen und wechselnde Akteurskonstellationen im kleinen Untersuchungsgebiet der Plantagen am Kamerunberg abbildet, wo die »lokale Situation mit ihrer vielschichtigen Akteurskonstellationen [...] internationale Normen filterte«. Ihre Studie erhellt wichtige Prozesse in der »black box« der Völkerbundsmandate. Nicht zuletzt durch den Bruch mit westlich geprägten chronologischen Zäsuren gelingt es ihr, hier insbesondere Motivationen und Handeln afrikanischer Akteur*innen der Zwischenkriegszeit sichtbar zu machen.

Kerstin Stubenvoll (Berlin)

Kolonial bewegte Jugend

Susanne Heyn, Kolonial bewegte Jugend. Beziehungsgeschichten zwischen Deutschland und Südwesafrika zur Zeit der Weimarer Republik (Histoire; Bd. 133), Bielefeld (transcript) 2018, 352 S., 39,99 €

Während die Kolonialbewegung der deutschen Zwischenkriegszeit bereits in Hinblick auf bestimmte ehemalige Kolonialgebiete und unter Berücksichtigung politischer oder geschlechtlicher Akteursgruppen untersucht worden ist, stellt die kategoriale Erforschung von Lebensalter und Generation dabei ein weitgehendes Novum dar. Die Autorin Susanne Heyn nimmt sich der Jugend als unterschätzter Akteursgruppe des deutschen Kolonialismus an. Sie fasst dabei ganz unterschiedliche Formen von Partizipation und Organisation zusammen – von den Kolonialpfadfindern über politische Ausschüsse und Verbandsarbeit bis hin zu Bildungsaufenthalten junger Erwachsener aus Deutschsüdwesafrika in Deutschland. Neben dem Akteurs-

zentrismus hat sich die Autorin auch für ein raumsensibles methodisches Vorgehen entschieden und bezieht außerdem Forschungen zur Geschichte der Jugendbewegung ein. Sie integriert dazu einen vielfältigen Quellenkorpus aus kolonialverbandlichen Archivalien in Deutschland, Briefnachlässen zwischen Deutschland und Südwesafrika sowie Interviews mit Siedlernachfahren im heutigen Namibia. Heyn will die kolonialistische Jugend des Zwischenkriegsdeutschlands und Südwesafrikas dadurch erstmals zusammendenken und nach direkten Kontakten und Austausch fragen.

Zunächst erläutert die Autorin aber den weiten Rahmen der Arbeit, nämlich den Kontext der Weimarer Jugend, des deutschen Kolonialismus nach 1918 und der im Mandatsgebiet Südwesafrika verbliebenen deutschen Siedler(nachkommen). Wichtige Voraussetzung der kolonialistischen Jugendbewegung war die Ausdehnung der Schulzeit und Jugend als Lebensphase nach 1918. Jugendverbände integrierten Personen im Alter von 10 bis 25 Jahren, welche sich gerade durch ihre häufige Vaterlosigkeit und die hohe Jugendarbeitslosigkeit stark mit diesen Verbänden unter Gleichaltrigen identifizierten. Dabei war die Kolonialbewegung der Weimarer Republik kein Massenphänomen und innerhalb der konkurrierenden Jugendgruppenszene eher randständig, wie Heyn betont. Hinzu kommt, dass mehrere Vereine (allen voran die Deutsche Kolonialgesellschaft, DGK) um die Jugendlichen konkurrierten. Durch erfolgreiche Lobbyarbeit erreichten die verbliebenen Kolonialverbände und -vereine dennoch eine große öffentliche und mediale Präsenz. Fernab von Europa bemühten sich die deutschen Siedler unter dem Völkerbundsmandat um den Spagat zwischen deutschem Kolonialrevisionismus und pragmatischem Umgang mit der südafrikanischen Herrschaft.

In Deutschland versuchte die DKG Heranwachsende über den autoritären Weg der staatlichen Schulen zu erreichen, wohingegen bündisch beeinflusste Jugendgruppen eigene Initiativen unabhängig von Erwachsenen verfolgten und so etwa die Kolonialpfadfinder gründeten. 1924 bildete der DKG dann aber doch einen Kolonialen Jugendausschuss, welcher bis zum Zweiten Weltkrieg sogar eine eigene Jugendzeitschrift (*Jambo*) herausgab. Vermittelt wurde in den konkurrierenden Einrichtungen aber gleichermaßen das Bild, dass Kolonialpioniere und -entdecker schon immer Jugendliche – im Zweifelsfall eben »geistige Jugendliche« – gewesen seien und daher auch die Rückeroberung ehemals deutscher Kolonien in der Hand der deutschen Jugend liege.

Auf dieses Kapitel zur kolonialen Jugendarbeit folgt dann die Binnenanalyse der Jugendgruppen, welche dadurch erschwert wird, dass die Quellen meist nur indirekt Schlüsse auf die Ansichten der Jugendlichen zulassen, da nur wenige von ihnen selbst verfasste Texte vorliegen. Dennoch vermittelt dieses vielleicht eindrucksvollste Kapitel des Buches sehr anschaulich die vergangenheitsbezogene Mythisierung des deutschen Kolonialismus und der Kolonialkriege durch Schauspiele und Paraden der Jugendlichen. Die Kolonialpfadfinder propagierten damit die Idee einer Kolonialgemeinschaft, eines Kollektivs, während die DKG eher auf die Vorbildrolle individueller Kolonialpioniere setzte. Nur in einem separaten Unterkapitel behandelt die Autorin dann noch die Mädchengruppen des Kolonialen Frauenbundes, die besonders stark durch Erwachsene kontrolliert wurden und auch deshalb kaum mit den Jungengruppen in Kontakt standen.

Das vierte Kapitel widmet sich den jugendlichen Siedlernachkommen in Südwestafrika und das fünfte deren

Bildungsaufenthalten in Deutschland. Die in der ehemaligen Kolonie beheimateten Jugendlichen organisierten sich ebenfalls in völkischen Pfadfindergruppen und sorgten sich um die drohende »Verburung« durch Südafrika und eine allgemeine kulturelle Degeneration. Mittellose Siedlerkinder besuchten die staatlichen südafrikanischen Schulen, manche konnten sich die deutschen Privatschulen vor Ort leisten und fast ausnahmslos adlige, aber auch einige bürgerliche Jugendliche reisten zu Bildungsaufenthalten in der Weimarer Republik, welche deren dauerhafte Ansiedlung in Deutschland aber allein schon wegen der wirtschaftlichen Krise gesetzlich erschwerte. Der begrenzte Schul- und Studienaufenthalt wurde durch Stipendien und Förderungen durch die Kolonialvereine erleichtert, blieb aber ein kostspieliges Unterfangen. Die Jugendlichen besuchten dann Internate, Kolonialschulen oder Universitäten zur Verbesserung der Berufschancen im südlichen Afrika und wohl selten aus kolonialrevisionistischen Motiven heraus.

Der Briefwechsel anlässlich dieser Studienreisen gebe nur Perspektiven der Eltern wider, so Heyn, weshalb sie in einem sechsten Kapitel die private Korrespondenz der Siedlerfamilie Hälbich als Fallbeispiel untersucht. Diese Familie unterhielt ein Haus in Biebrich, in dem Familienmitglieder ihre Bildungsaufenthalte in Deutschland verbrachten. In ihren Briefen thematisierten die Jugendlichen Probleme der Berufswahl, Heimweh nach Südwestafrika und das Fremdsein in Deutschland. Über eher emotionale Themen hinaus belegt Heyn durch diese Quellen aber auch eindrucksvoll, dass im Fall der Hälbichs weniger die Kolonialverbände oder -pfadfinder Einfluss auf die in Deutschland lebenden Siedlernachkommen nahmen, sondern eher nicht dezidiert kolonialisti-

sche Organisationen wie etwa politische Parteien oder Studentenverbindungen.

Diese fehlenden Kontakte zwischen den südwestafrikanischen und den kolonial bewegten deutschen Jugendlichen betont die Verfasserin auch in ihrem Schlusskapitel, fragte sie doch eingangs gezielt nach den Verbindungen zwischen den Jugendlichen beider Länder. Heyns breit angelegter Forschungsansatz funktioniert zwar dort hervorragend, wo entsprechende Vereine und Jugendgruppen in Kontakt standen, sich voneinander abgrenzten oder andere Bezüge zwischen ihnen vorhanden waren. Zwischen den jungen Südwestafrikanern und den deutschen Kolonialjugendlichen klaffte aber eine Lücke. Das Auftreten dieser Lücke ist sicherlich ein wichtiges Ergebnis von Heyns Studie. Als solches hätte es aber der konstatierenden und begründenden Erläuterung bedurft. Zudem ergeben sich im Verlauf des Buches zumindest Ansätze zur Darstellung von AkteurInnen und Institutionen, welche beide jugendlichen Gruppen in Beziehung setzten. Gerade die Kolonialschulen in Witzenhausen und Rendsburg waren Orte, in denen Siedlernachkommen aller Kontinente auf auswanderungswillige deutsche Heranwachsende trafen. Diese Schulen finden jedoch kaum Beachtung in Heyns Arbeit.

Trotz dieser fehlenden Verbindung sind die Kapitel in sich argumentativ überzeugend und schlüssig angelegt, und die Thesen durch viele einschlägige Quellenzitate anschaulich belegt. Als typisch für kolonialistische Quellen fällt dabei auf, dass in diesen Schriften eher Zukunftsentwürfe und Utopien angesprochen werden und kaum direkte Gegenwartsdiagnosen enthalten sind. Dies wiederum gereicht dieser Arbeit aufgrund ihrer thematischen Konzentration auf Jugendliche als AkteurInnen zum Vorteil, da diese sich selbst als ko-

loniale Zukunft verstanden. Die wohl weitreichendste und überraschendste Erkenntnis der Analyse ist daher die disparate zeitliche Konzeption von Kolonialismus unter den Jugendlichen: Während die Jugendarbeit der Kolonialverbände Deutschlands rückwärtsgewandt war, blickte die Siedlerjugend auf die Zukunft. Als »kolonial bewegt« sind aber tatsächlich beide Akteursgruppen zu bezeichnen. Während die Siedlernachkommen sich im Raum nach kolonialen Mustern bewegten, waren die deutschen Jugendgruppen eher innerlich bewegt.

Stephanie Zehnle (Kiel)

Mode in der Zeit des Nationalsozialismus

LVR-Industriemuseum/Textilfabrik Cromford (Hg.), Glanz und Grauen. Kulturhistorische Untersuchungen zur Mode und Bekleidung in der Zeit des Nationalsozialismus, Ratingen (LVR-Industriemuseum) 2018, 417 S., zahlreiche Abb., 28,95 €

Der Titel »Glanz und Grauen« nimmt auf kluge und subtile Weise die vielschichtigen Themen der Publikation vorweg: Glanz spielt auf das Äußere und die Haptik von Kleidungsstücken oder Stoffen an, während Grauen auf die Folgen, resultierend aus den diktatorischen Machtstrukturen des NS-Staates und dem Zweiten Weltkrieg, verweist.

Die Aufsatzsammlung ist das Ergebnis eines Forschungsprojektes, das in Kooperation zwischen dem LVR-Industriemuseum, der Textilfabrik Cromford und der Philipps-Universität Marburg entstand. Die Untersuchung bewegt sich aber nicht nur an der Schnittstelle von Museum und Wissenschaft, deren Ausgangspunkt und Grundlage der Sammlungsbestand des LVR-Indus-

triemuseums war, sondern zeugt auch von der schon mehrere Jahre bewährten Kollaboration dreier Museen. Der Veröffentlichung vorausgegangen war die seit 2012 wandernde Ausstellung *Glanz und Grauen. Mode im »Dritten Reich«*, die Kleidung und Accessoires aus den 1930er und 1940er Jahren zeigte. Sie war an Standorten des LVR- und LWL-Industriemuseums sowie im Staatlichen Textil- und Industriemuseum in Augsburg zu sehen. Zur Ausstellung erschien ein Begleitheft desselben Titels, das als Zwischenfazit gewertet werden darf.

Die vorliegende Publikation zeigt nicht nur beispielhaft, wie Mode und Bekleidung politisch aufgeladen waren, sondern auch, wie die Ideologie des NS-Staates über das Vestimentäre bis in die Sphären des Privaten hineindrang. Die Analyse erfolgt vor der Folie des Konstrukts der »Volksgemeinschaft«. Ausgehend von der Annahme, dass Gesinnung über das Vestimentäre sichtbar gemacht werden könne, erfolgte im NS-Staat eine Inklusion bei gleichzeitiger Exklusion über Kleidung und Zeichen. Eindrückliche Beispiele hierfür sind die im Verlauf der Publikation untersuchten Uniformen der Hitlerjugend und des Bundes Deutscher Mädel sowie die Zwangskennzeichnung von Menschen durch den Judenstern.

Aufgeteilt in die fünf Abschnitte »Methoden«, »Mode«, »Konsum & Volksgemeinschaft«, »Inklusion & Ausgrenzung« und »Entnazifizierung« folgen die Teilbereiche einer Chronologie, die von den Anfängen des NS-Staates bis zur Verbannung von Alltags- und somit auch Bekleidungsspuren des »Dritten Reiches« in den 1950er Jahren reicht. Obwohl die Aufsätze dadurch inhaltlich aufeinander aufbauen, müssen Leser*innen nicht der vorgegebenen Struktur folgen.

Dank des großen Sammlungsbestandes an Alltagskleidung, Mode und Acces-

soires des LVR-Industriemuseums konnte die Rolle der Kleidung im NS-Regime und während des Zweiten Weltkrieges untersucht werden. Der Beschreibung der Sammlung folgen Ausführungen zu den drei in dem Forschungsprojekt genutzten methodischen Ansätzen: Kerstin Kraft plädiert für eine objektbasierte Kleidungsforschung und zeigt einen analytischen Zugang auf. Die Chancen und Herausforderungen von Zeitzeug*inneninterviews macht Claudia Gottfried deutlich, während Christiane Syré die Möglichkeiten und Grenzen von Privatfotos als Quelle darstellt. Die methodischen Zugänge werden zwar gesondert voneinander besprochen, die Stärke des Projektes liegt jedoch in der Quellen- und Methodenkombination, die in den einzelnen Beiträgen deutlich wird.

Den Themenkomplex Mode eröffnet ein Aufsatz von Kerstin Kraft. Sie stellt in ihrem Beitrag die über Medien propagierte Mode der real getragenen Bekleidung gegenüber und zeigt das von Widersprüchen geprägte Konstrukt der Mode zwischen Ideal und Realität zur Zeit des Nationalsozialismus auf. Die Analyse des heterogenen Quellenkorpus, bestehend aus Modemagazinen der Zeit, bisher nicht verwendeten Veröffentlichungen der Reichszeugmeisterei und Objekten der Sammlung, wirkt der Fortschreibung des Mythos vom blonden zopftragenden Mädchen im Dirndl als »deutsches Ideal«, das bisher über Propagandamaterial zutage gefördert wurde, entgegen.

Der Mode und Bekleidung folgend steht im nächsten Abschnitt der Kleiderkonsum im Fokus. Die Auswirkungen der staatlichen Lenkung auf den Textileinzelhandel erläutert Martin Schmidt in »Alles so schnell wie möglich ...« am Beispiel der Firma Treibs, einem Konfektions- und Stoffgeschäft. Dessen Nachlass, inklusive Stoffballen, Kon-

fektionsware sowie Preis- und Buchhaltungslisten aus jener Zeit, wird nicht nur für eine Darstellung der wirtschaftspolitischen Zielsetzung des Nationalsozialismus nutzbar gemacht, sondern es wird auch aufgezeigt, wie sich diese im Nachlass selbst materialisiert.

Ausgangspunkt für die beeindruckende Analyse in Christiane Syrés Beitrag »Jeder Zentimeter zählt ...« war zunächst eine Spurenlese an einer Vielzahl textiler Objekte, die aufgrund nachträglicher Abänderungen und Ausbesserungen Schlussfolgerungen über Kleidungsverhalten und Konsumgewohnheiten zuließ. Die zunehmend schlechteren und durch den Nationalsozialismus regulierten Bezugsmöglichkeiten von Kleidung zeigten sich nicht nur im System der eingeführten Reichskleiderkarte, sondern auch in an Frauen adressierten propagandistischen Maßnahmen. Unter Einbeziehung von Bild- und Schriftquellen wie Modezeitschriften, Broschüren und Kalenderblättern zeigt sich, dass und wie Konsumverzicht, Umnutzung von und ressourcenschonender Umgang mit Textilien durch den Nationalsozialismus zum politischen Akt erhoben wurden. Eine Schlussfolgerung, die Zeitzeug*inneninterviews anfänglich nicht zugelassen haben, da der vestimentäre Alltag von den Befragten als weitgehend unpolitisch wahrgenommen wurde.

Die forcierte Einführung von neuen Faserstoffen im Zuge der Autarkiepolitik durch das NS-Regime sowie die daraus resultierenden Auswirkungen für die Träger*innen bespricht Claudia Gottfried in »Kunstseide und Zellwolle«. Sie stellt die in den zeitgenössischen Medien angepriesenen Qualitäten der Chemiefasern den Kunstfaserkleidern der Sammlung gegenüber. Das über die neuen Materialien medial kreierte Bild eines modernen und technisch fortschrittlichen Staates hält den Untersuchungen

nicht stand: Die Quantität der stofflichen Mängel an den Objekten stützen die in Zeitzeug*inneninterviews eruierten Trageeigenschaften und zeigen, dass die Realität weit von dem propagierten Ideal entfernt war.

Den Abschnitt bereichern weitere wertvolle Beiträge, etwa über Mode im Film während des Nationalsozialismus, über das System der Reichskleiderkarten und über jüdische Gefangene, die unter ausbeuterischen Bedingungen im Getto Lodz/Litzmannstadt um ihr Überleben nähten. Das Kleidungsverhalten von regimetreuen Jugendlichen, wie Mitgliedern der Hitlerjugend und des Bundes Deutscher Mädel, und das von widerständigen Heranwachsenden wird im Abschnitt »Inklusion & Ausgrenzung« einander gegenübergestellt. Das abschließende Kapitel behandelt das diffizile Feld der verordneten Entnazifizierung.

Die Untersuchungen verfolgen den oft geforderten, jedoch noch viel zu selten konsequent umgesetzten Ansatz der objektbasierten Bekleidungsforschung. Dieser kann nicht nur in den einzelnen Aufsätzen, sondern auch in 19 Objektvorstellungen in Text und Bild außergewöhnlich gut nachvollzogen werden. Allen gemeinsam sind die Ausführungen zu Aussehen, Material, Farbe, Form, Zustand und Umfang des Bestandes. Zugleich werden die Themen einzelner Beiträge methodisch und inhaltlich vertiefend aufgegriffen. Die Darstellung eines grünen Sommerkleides mit Jäckchen verdeutlicht beispielsweise, wie das Objekt Eingang in die Sammlung gefunden hat. Damit wird die eingangs von Gottfried erläuterte Problematik der Provenienz bei textilen Objekten erneut aufgegriffen, die in diesem Fall nur durch ein Gespräch mit dem Eigentümer rekonstruiert werden konnte. An einer weißen Jacke lässt sich hingegen aufzeigen, wie sich der vom NS-Regime propagierte

und eingeforderte schonende Umgang mit Bekleidung in Objekte eingeschrieben hat. Die vielfachen Ausbesserungen der Jacke geben nicht nur Aufschluss über die vermittelten textilen Techniken, sondern sie offenbaren auch den damaligen Mangel, der ein langes Tragen von Kleidung notwendig machte. Die Darstellungen geben einen Eindruck davon, wie Objekte »gelesen« werden können, um Fragen nach der Politisierung von Kleidung, sich ändernden Herstellungs- oder Trageweisen zu beantworten. Die hier einzeln vorgestellten Objekte stehen stellvertretend für den umfangreichen wie vielfältigen Sammlungsbestand, der zivile wie modische Kleidung aller Schichten und Altersklassen als auch textile Militärausstattung umfasst.

Die in der Publikation zusammengefassten Ergebnisse ergeben sich aus der Untersuchung einer Fülle an Objekten und aus den verschiedenen Projektetappen, an denen sich das Prozesshafte, das auch immer mit einer Forschung einhergeht, ablesen lässt: Ohne Ausstellung und Begleitpublikation wäre ein Austausch mit Besucher*innen und die damit einhergehende Erweiterung der Sammlung und letztlich die abschließende Publikation in dieser Form nicht möglich gewesen. Das Museum und seine Sammlung wurden zum Ort des Forschens, was in zweierlei Hinsicht zu positiven Effekten führte: Der Museumsbestand konnte nachhaltig erschlossen werden, wofür Museen häufig nicht genug personelle Ressourcen haben. Gleichzeitig kam es dank des Zugangs zur Sammlung in der universitären Forschung zu neuen Erkenntnissen, die aus der Vielzahl von Objekten aufgrund neuer Fragestellungen abgeleitet wurden. Das interdisziplinär angelegte Forschungsprojekt zeigt damit eindrucksvoll, wie Sammlungen erforscht, dargestellt und die Ergebnisse in die Theorie übergeleitet werden können.

Neben der inhaltlichen Aufbereitung bietet die Publikation eine beachtliche Anzahl von Bildern, die die verschiedenen Themen eindrucksvoll illustrieren. Schade ist jedoch, dass die Leser*innen eine Zuordnung von Textinhalt und Bildern meist selbst vornehmen müssen. Nur selten wird auf die zugehörigen Abbildungen in den Beiträgen verwiesen. Leider schwächt das zum Teil nachlässige Lektorat den Eindruck der Lektüre.

Das Verdienst der kulturhistorisch angelegten Untersuchung ist, dass sie das bisher vernachlässigte Feld der Alltagsbekleidung ins Visier nimmt und damit die politisierten Dimensionen des Alltags aufzeigt. Damit wird über das Medium Kleidung das totalitäre und rassistische System des Nationalsozialismus verdeutlicht. Vor dem Hintergrund aktueller gesellschaftlicher Entwicklungen, dem Einzug rechtsgerichteter Parteien in den Bundestag und rasanter Verbreitung antisemitischer Äußerungen in den sozialen Medien, kann der aufklärerische Wert der Publikation nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Marie Helbing (Stuttgart)

Den Jazz sowjetisch machen

Michel Abeßer, *Den Jazz sowjetisch machen: Kulturelle Leitbilder, Musikmarkt und Distinktion zwischen 1953 und 1970* (Beiträge zur Geschichte Osteuropas; Bd. 52), Köln (Böhlau) 2018, 532 S., 5 Abb., 70 €

Studien zu sowjetischen Jugend- und Musikkulturen genießen einen hohen Stellenwert in der historischen Forschung. Das mag auch daran liegen, dass der sozialistische Staat der »Jugend« bedurfte, um die eigene Zukunftsvision legitimieren zu können, die »Jugend« aber durchaus eigene, nicht genuin politische

Ziele bei der individuellen Freizeitgestaltung im Blick hatte.

Michel Abeßer wendet sich gegen eine polare Gegenüberstellung von Staat und Jugend bei der Darstellung der sowjetischen Jazz-Kultur nach 1953. Vielmehr hätten sich Jazz-Anhänger auch als Zukunft der Sowjetunion verstanden und eine Aufwertung des Jazz als ernste Musik beabsichtigt, weshalb sie sich in die vorhandenen staatlichen Strukturen einpassten, wenn sich ihnen dazu Möglichkeiten boten. So befanden sich die unterschiedlichen Akteure im fortlaufenden Austausch miteinander, re-etablierten ihr Verhältnis je nach politischer und gesellschaftlicher Entwicklung und verwischten dadurch wiederholt Grenzen zwischen offiziellen und inoffiziellen Sphären.

Die umfangreiche Darstellung fußt auf einem beeindruckenden Quellenbestand aus russischen und estnischen Staatsarchiven, aber auch aus privaten Sammlungen. Hinzu kommen veröffentlichte Quellenbände und Zeitzeugeninterviews, sowie eine extensive Recherche in sowjetischen Kulturzeitungen. Abeßers »politik- und sozialgeschichtlich motivierte Gesellschaftsgeschichte des sowjetischen Jazz« ist dabei nicht als Musikmilieustudie zu verstehen, sondern verortet ihre Ergebnisse entlang gesellschaftlicher Zäsuren und Entwicklungen und macht so eine Facette des sowjetischen Freizeitbereiches als Schaufenster der gesellschaftlichen Entwicklungen urbar.

Nach einer Beschreibung der Ursprünge des sowjetischen Jazz, dessen musikalische und gesellschaftliche Entwicklung in den Jahren 1927-1953 auch durch den Stalinismus geprägt wurde, umreißt Abeßer mit der sowjetischen Kulturpolitik, den gesellschaftlichen Brüchen sowie den Auswirkungen des Kalten Krieges für die Innenpolitik den

Hintergrund seiner Untersuchung. Es wird deutlich, dass er weder eine Chronologie kultureller Meilensteine, noch eine enzyklopädische Gesamtdarstellung des sowjetischen Jazz anstrebt, sondern Dynamiken, vielfältige Interessen und Akteure sichtbar machen möchte, um die Gesellschaft der sowjetischen fünfziger und sechziger Jahre als kontingente und vielschichtige Gemeinschaft darzustellen. Zwar schildert Abeßer eingehend aus einer Top-Down-Perspektive den sowjetischen Musikmarkt sowie die parteiliche Steuerungsabsicht gegenüber jugendlichen Interessen und kommerziellen Absichten. Im Folgenden geht er aber detailliert auf das Beziehungsgeflecht des 1953 gegründeten Kulturministeriums, der Konzertagenturen Ros- und Goskonzert, der Schallplattenfirma Melodija, des Komponistenverbands, der Zensurbehörde GlavLit, des kommunistischen Jugendverbandes Komsomol und anderer Einrichtungen der sowjetischen Kulturlandschaft ein. Wichtig ist ihm hierbei der Wandel des Jazzbegriffs, der im Spätstalinismus vorrangig als unsowjetische Erscheinung galt, anschließend als Teil der *Ėстрада*, also der sowjetischen Unterhaltungsmusik, ähnlich dem Schlager, verhandelt wurde und sich hiervon erst allmählich befreien konnte.

Dass sich alle Seiten – staatliche Akteure, Musiker sowie Jazzenthusiasten, wie Abeßer die Szeneakteure nennt – in steten Aushandlungsprozessen befanden, zeigt der wiederholte Vergleich der Szenen von Leningrad und Moskau. Der Autor arbeitet dabei die soziale Herkunft, das Alter und das Engagement der überwiegend männlichen Akteure heraus und geht auch auf das Verhältnis der russischen Zentren zu entlegeneren Gebieten des Vielvölkerstaats ein. Ein großes Verdienst Abeßers ist es, dass er in diesen Kooperationen nicht die Ausnahme, sondern die Regel im Musik-

sektor ausmacht, die beiden Seiten zum Vorteil gereichte, wenngleich sich vor allem staatliche Institutionen beträchtlichen Unwägbarkeiten ausgesetzt sahen: Anhand des Beispiels Goskonzert stellt Abeßer heraus, dass nicht nur ideologische Repertoirebeschränkungen, langwierige Zensurprozesse und mitunter kurzfristige politische Intentionen in der Kulturpolitik berücksichtigt werden mussten, sondern auch dem unbekannten Publikumsgeschmack entsprochen und zudem wirtschaftlich gearbeitet werden sollte.

Während der Staat für den Jazz ab Mitte der 1950er Jahre eine zunehmende Unterhaltungsrolle vorsah, verfolgten die Jazzenthusiasten Abeßer zufolge eine grundlegend andere Absicht: Neben der Verbindung von Jazz und Bildung – auch im Sinne des sowjetischen Erziehungs-ideals – und der Transformation des sowjetischen Jazz von einer Tanz- zur Konzertmusik, forcierten die Enthusiasten eine Professionalisierung des eigenen Genres. Komposition, Instrumentenbeherrschung und -kenntnis erlebten dabei eine Kanonisierung und Aufwertung. Die jungen Anhänger der Jazzmusik verstanden sich dabei als »genuin sowjetisch denkende Individuen« und scheuten auch nicht vor Angriffen auf die Unterhaltungsmusik zurück, von der sie sich bewusst abgrenzen wollten. Die Zugehörigkeit zu der abgrenzbaren Jazzszene begünstigte daher keine grundsätzliche Ablehnung der sowjetischen Ordnungs- und Kulturvorstellungen, und auch von einem fundamentalen Konflikt zwischen Musik und Politik, wie S. Frederick Starr es in seinem Buch *Red and Hot* von 1983 betonte, spricht Abeßer nicht. Vielmehr zeigt er, dass den stark rezipierten und überwiegend gegenkulturell begriffenen *Stiljagi*, die zwar unter anderem Jazzmusik hörten, deren Auftreten und Verhalten aber bewusst amerikanische

Populärkultur imitierte, eine weitaus weniger konfrontative Variante sowjetischer Jazzenthusiasten gegenüberstand, die die Nähe zu offiziellen Kulturinstitutionen regelrecht suchte.

Berührungspunkte mit Studien zu anderen Musikszenen sowie weiteren, alltagsgeschichtlichen Untersuchungen ergeben sich durch die auch unter Jazzmusikern herrschende Ressourcenknappheit, die eine Konkurrenz zwischen Musikern, Institutionen und Musikstilen bedingte. Da die mediale Präsenz des Jazz in den 1950er Jahren kontinuierlich stieg, nahmen auch die Beziehungen zwischen offiziellem Kulturbereich und privaten Initiativen und Musikern weiter zu. Maßgeblich war hierbei, wie der Autor zeigt, das System der *Birža* (Börse), in dem freie Musiker sich in räumliche Nähe zu offiziellen Kultureinrichtungen begaben und über ein Patronagesystem zur Entlastung und Ergänzung des oftmals nicht ausreichenden offiziellen Musikermarktes eingesetzt wurden. So konnten auf diesem Weg angeheuerte Musiker in Tanzlokalen und jenseits strenger Kulturvorgaben bei kaum reglementierten Konzerten ihre Fertigkeiten und ihr Repertoire unter Beweis stellen, während die Einrichtungen sich glücklich schätzten, Livemusiker präsentieren zu können.

Abeßer zeigt, dass die seitens der Enthusiasten beabsichtigte Institutionalisierung des Jazz in den späten 1950er und 1960er Jahren auf unterschiedlichem Wege gelang und dabei auch von der beständig wachsenden Ausdifferenzierung des Kulturapparats profitierte. Die sowjetische Jazzkultur habe seit Ende des Stalinismus eine Anbindungsstrategie verfolgt, welche offizielle Strukturen umarmte und mit zunehmender Akzeptanz ein technisches Elitenbewusstsein ihrer Anhänger begünstigte. Dieses Vorgehen, aber auch das Selbstverständnis, Teil der Elite des Landes zu sein, unter-

schied diese von dissidenten Schriftstellern, den *Stiljagi* oder späteren Rockfans. Außerdem bildete sich auf diesem Weg ein spezifisch sowjetisches Jazz-Verständnis heraus, welches nicht zwangsläufig anknüpfungsfähig mit den globalen Entwicklungen war und zudem durch (außen-)politische Ereignisse geprägt wurde. In den späten 1960er Jahren ließ nicht nur das Interesse der Jugend, die sich zunehmend für Rockmusik interessierte, nach, sondern auch die Unterstützung der kulturpolitischen Akteure wie beispielsweise des Komsomol schwand.

Michel Abeßer beschließt seine Untersuchung mit zwei Fallbeispielen, die seinen Befunden eine größere Plastizität verleihen und dabei auch über den eigentlichen Untersuchungszeitraum hinausgehen. Die Darstellung des Oleg-Lundstrem-Orchesters zeigt die Flexibilität und Fragilität kultureller Netzwerke und belegt die Gratwanderung, die exponierte Künstler zwischen staatlichen, musikalischen, kommerziellen und persönlichen Interessen vollzogen, ohne dabei betont eigensinniges Verhalten zu zeigen. Oleg Lundstrem, der während der Herrschaft Stalins lange Zeit im Ausland tätig gewesen war und dessen Vater in einem Lager ums Leben kam, erscheint dabei auch als politischer Musiker, der sich mit seinem Orchester nach 1953 allmählich eine gesicherte Position im Musikmilieu der Hauptstadt erspielen konnte. Die zweite Fallstudie lotet die Grenzen und Möglichkeiten der *Jazz-Diplomacy* anhand der Benny-Goodman-Tournee durch die Sowjetunion im Frühling 1962 aus. Diese führte zwar zu einer vernehmbaren Aufwertung des Musikstils, aber die sich als Elite verstehenden Jazzenthusiasten befürchteten durchaus begründet, dass die Mehrheit der Bevölkerung eine »weiße Swing-Band« für Jazzmusik halten werde, wie ein Lenin-grader Musiker anmerkte.

Michel Abeßer hat ein Buch vorgelegt, das die gelungene Integration des Kulturimportes Jazz in die sowjetische Gesellschaft nach 1953 beschreibt und hierfür überzeugende Gründe und Beispiele anführt. Besonders ergiebig ist sein Ansatz, die freiwillige Anbindung jugendlicher Musikfans an staatliche Strukturen nachzuzeichnen und dabei die Handlungsspielräume der Akteure und Institutionen herauszustellen, um dem lange Zeit vorwiegenden Protestnarrativ des Jazz erfolgreiche Kooperationsbeispiele entgegenzusetzen. Die facettenreiche Darstellung der sowjetischen Kulturinstitutionen und ihrer jeweiligen Interessen und Ordnungen zeichnet zudem ein vielschichtiges Panorama, welches auch für weitere Studien zur Musik, Kultur und Gesellschaft der post-stalinistischen Sowjetunion nützlich sein wird.

Christian Werkmeister (Weimar)

Wissen in Bewegung

Stefanie Zloch, Lars Müller, Simone Lässig (Hg.), *Wissen in Bewegung. Migration und globale Verflechtungen in der Zeitgeschichte seit 1945*, Berlin (Oldenbourg/De Gruyter) 2018; 350 S., 79,95 €

Der Sammelband hat unter dem sehr anspielungsreichen Titel die Themen Migration und globale Verflechtungsgeschichte in ungewöhnlicher Weise miteinander verschränkt, indem er den Komplex »Wissen« in den Mittelpunkt der Untersuchung stellt. Die versammelten Beiträge gehen auf zwei am Georg-Eckert-Institut – Leibniz-Institut für internationale Schulbuchforschung in Braunschweig durchgeführte Workshops aus den Jahren 2015 und 2016 zurück. Sie beschäftigen sich erstens mit

dem an Schulen vermittelten Bildungsinhalten, zweitens mit migrantischem Wissen und drittens mit Wissen in und über Entwicklungsländer. Das verweist auf einen sehr breiten Wissens-Begriff, und tatsächlich thematisiert jeder Beitrag einen anderen Wissensaspekt. Das bedeutet, dass sowohl die Wissensinhalte, als auch die Wissensformen, die in den Aufsätzen untersucht werden, sehr vielfältig sind und sie sich nicht auf wenige Schlagworte zusammenfassen lassen. Man mag das kritisieren, ebenso den Umstand, dass die Herausgeberinnen und Herausgeber nicht uneindeutig zwischen »Wissen als soziale Konstruktion«, konkreten Bildungsinhalten und Faktenwissen unterscheiden.

Doch die Lektüre der Aufsätze zeigt, dass gerade dieses offene Begriffsverständnis zum Weiterdenken anregt. Deshalb ist dieser Sammelband allen denen zu empfehlen, die Wissen als eine immaterielle Ressource verstehen, welche auf Medien, Akteure und Netzwerke bezogen untersucht wird; ein Ansatz, der das Konzept der Wissensgeschichte mit Pierre Bourdieus Ansatz vom kulturellen Kapital (Bildungskapital) verbindet. Unter dem metaphorisch zu verstehenden Titel *Wissen in Bewegung* zeigen die 14 Beiträge, dass die immaterielle Ressource Wissen stetig wächst und sich mit den Akteurinnen und Akteuren verändert, die es verwenden und erweitern oder auch beschränken oder gar verhindern. Ebenso wirken die für ihre Präsentation ausgewählten und/oder genutzten Medien auf das Wissen zurück, womit sie es zusätzlich beeinflussen. So kann man an zahlreichen Beispielen nachverfolgen, dass und wie die Ressource Wissen von einem Land, von einem Kontinent zum anderen getragen wird (zirkuliert), sich dabei verändert und wie es in seiner Wandlung möglicherweise zum Ausgangspunkt zurückkehrt oder beständig

ausgehandelt wird. Dabei zeigt sich, welche Kraft und Macht dieser Ressource innewohnen und ihre Erforschung in dieser Form als eine Erweiterung etwa zur herkömmlichen Politik-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte verstanden werden kann.

Sascha Kranich und Stefan Metzger untersuchen beispielsweise das bildungsbezogene Engagement von Migrantenorganisationen in Mexico, den USA und Deutschland. Dieses konzentriert sich darauf, dass neu erworbene Wissen etwa über Bildungschancen oder über den Migrationsprozess im Herkunftsland zu vermitteln. Die Weitergabe von solchen Informationen und Erfahrungen führt zu zusätzlichen Kenntnissen über diese Aspekte und somit zu einem Wissenszuwachs unter denjenigen, die sich in den Herkunftsländern mit Migrationsplänen tragen.

Die Aufsätze von Monika Mattes (»Schule zwischen Bildungs- und Gesellschaftspolitik«), Maureen Marsha Auma (»Fehlende, versteckte, vorhandene Diversität«) sowie Thomas Kemper und Linda Supik (»Klassifikation von Migration im Wandel«) wiederum belegen, wie zählebig Bildungsinhalte gerade in Schul-Medien verharren und wie lange moderne Begrifflichkeiten wie der der Migration gebraucht haben, um in bestehende Diskursräume wie zum Beispiel in Statistiken eingebunden und adäquat ausgewertet zu werden. Lars Müller wiederum analysiert Kenntnisse über die Entwicklungspolitik und wie diese in Schulbücher aufgenommen wurden. Dabei wird einerseits deutlich, wie dynamisch sich das Wissen jenseits der Schulbücher verbreitete, andererseits aber auch, wie aufreibend es war, die verschiedenen Bildungsträger von der Notwendigkeit einer regen Vermittlungsarbeit über die Entwicklungspolitik zu überzeugen. Auch Cornelia Hage-

mann (»Kontinuitäten und Brüche in der Wissensvermittlung über das Herkunftsland«) untersucht Schulbücher als Medien des Wissens. Am Beispiel von persisch-sprachigen Schulbüchern in Europa kann sie das Interesse von Migrantinnen und Migranten kenntlich machen, nicht nur neues Wissen im Ankunftsland zu erwerben, sondern auch das Interesse an den Traditionen und Bräuchen des Irans wach- und somit eine Verbindung zum Herkunftsland aufrecht zu halten.

Die Aufsätze von Anna Kurpiel (»Makedonische Flüchtlinge in Polen«), Maria Huber (»Altes Wissen auf neuen Wegen«) und Sebastian Pampuch (»Afrikanische Freedom Fighter im Exil der DDR«) thematisieren die Marginalisierung von Migranten und ihrem Wissen im Aufnahmeland. Es zeigt sich, wie langlebig koloniale Praktiken und rassistische Vorurteile insgesamt sind, wie etwa Anna Bruch am Beispiel »Koloniale Informationsfilme in und über die britischen Kolonien in Afrika« herausarbeitet. Dies findet seinen Ausdruck etwa darin, dass die afrikanische Bevölkerung erst dann als gleichwertiger Partner anerkannt wird, wenn diese sich die Wissensbestände des Westens angeeignet hat beziehungsweise adäquat auf diese zu reagieren vermag. Diese Forderung, sich westliche Wissensbestände anzueignen, beinhaltet folglich die Annahme eines westlichen Wissens-Vorsprungs, der den Ressourcen-Charakter des Wissens-Begriffs besonders veranschaulicht.

Die Beiträge von Alex Brum über »Die Integration russischsprachiger Kinder aus der UdSSR und GUS in die I.E. Lichtigfeld-Schule zu Frankfurt a.M.« und von Matthias Springborn über die »Evaluation jüdischen Kinderwissens« dokumentieren das unterschiedliche Wissen von Migrantenkindern, auf das die Schule und Bildungseinrichtungen

sich einstellen müssen, um deren Wissens-Ressourcen in das gesellschaftliche Miteinander zu überführen. Dies sollte künftig als zentrale Integrationsaufgabe verstanden werden.

Trotz des sehr breit gewählten Wissens-Begriffes und der Untersuchung von vielfältigen Wissensaspekten ist ein anregendes Buch entstanden, das zur weiteren vertiefenden Diskussion einlädt. Folgt man dem in diesem Band vorgeschlagenen Konzept der Wissenszirkulation, der Verteilung von Wissen in unterschiedliche Richtungen, in migrantischer und globaler Perspektive, werden nicht nur die Spezifika von Wissen, sondern auch sein Ressourcen-Charakter sichtbar. Deutlich wird vor allem, dass alle Aspekte von Wissen zugleich mit Fragen nach Macht, Herrschaft und Hegemonie verbunden sind, die für Historikerinnen und Historiker noch immer wichtige Bezugsgrößen darstellen.

Jeannette van Laak (Halle/Leipzig)